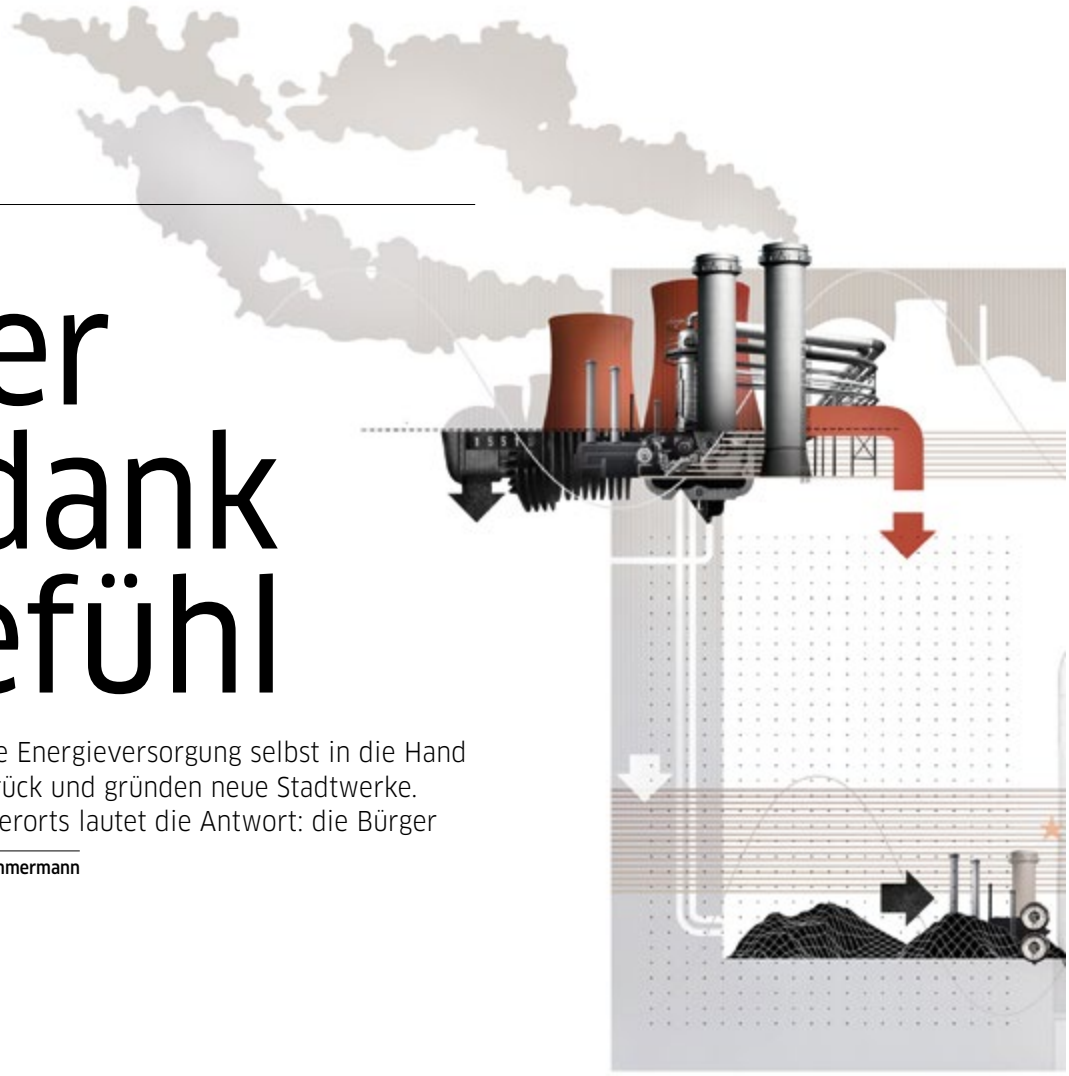
Energieversorgung

Frischer Wind dank Wir-Gefühl



Immer mehr Kommunen wollen ihre Energieversorgung selbst in die Hand nehmen. Sie kaufen Stromnetze zurück und gründen neue Stadtwerke. Doch wer soll das finanzieren? Vielerorts lautet die Antwort: die Bürger

Text: Jens Poggenpohl – Illustrationen: Marie-Luise Emmermann

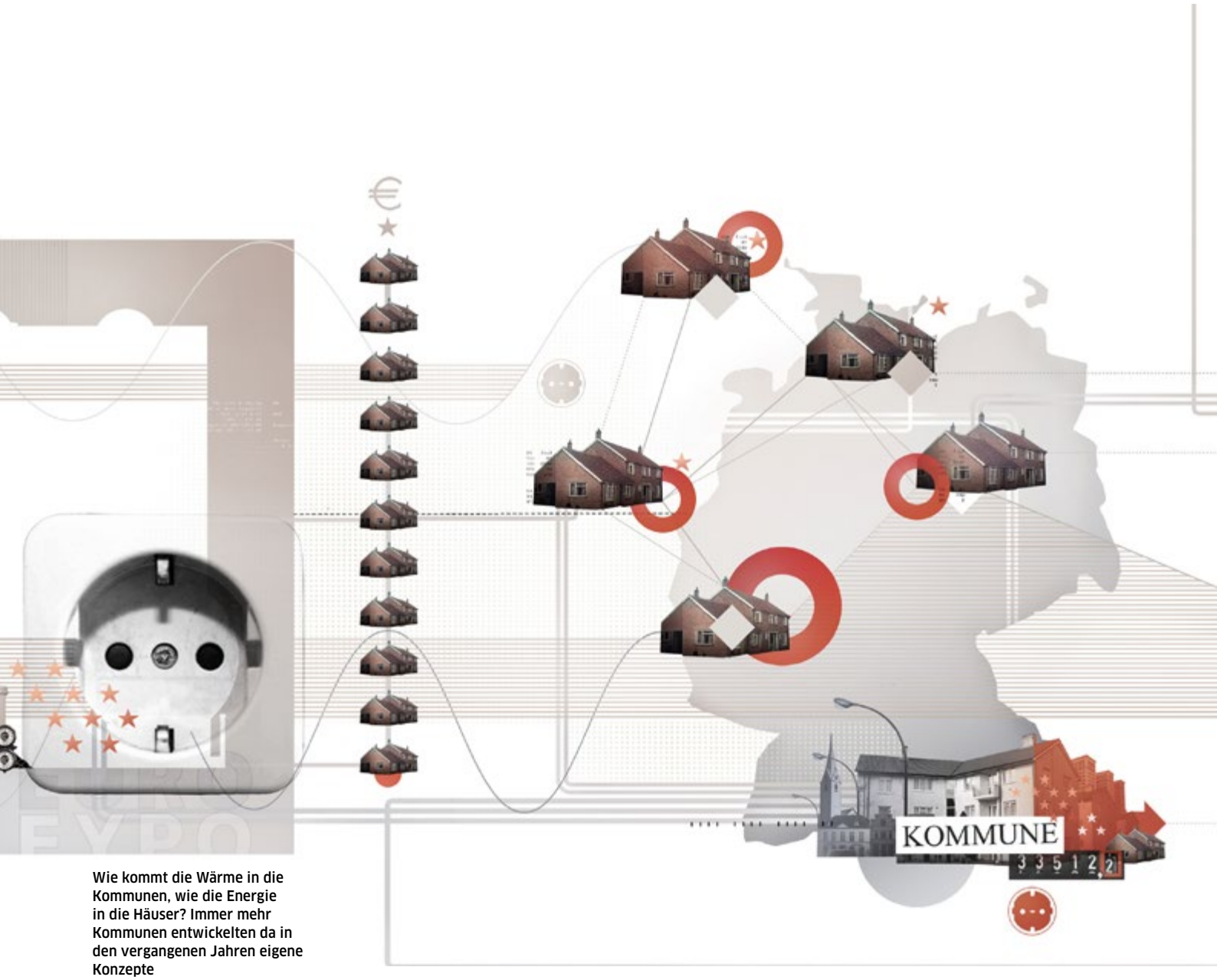
Dass seine Frau und er einmal als „Stromrebellen“ bekannt sein würden – diese Vorstellung hätte Michael Sladek im Frühjahr 1986 sicher als absurd belächelt. Schließlich war sein Leben als praktischer Arzt und Vater von fünf Kindern in der Schwarzwald-Gemeinde Schönau schon ausgefüllt genug. Auch als am 26. April im Block 4 des Atomkraftwerks Tschernobyl ein Reaktor explodierte, hielt er Ruhe für seine Bürgerpflicht. Schließlich konnte es aus Sicht der Sladeks ja ohnehin nur eine vernünftige Reaktion auf den GAU in der Ukraine geben. „Wir waren uns sicher, dass die Politik die Atomkraftwerke stilllegen würde“, erinnert er sich. Doch nichts geschah. Umso mehr jedoch im 2.300-Einwohner-Ort. Ein zähes Ringen begann, an dem sich immer mehr Schönauer beteiligten, bis man genug über die diffizile Materie wusste und beschloss: Wir wollen unser Stromnetz kaufen und die Versorgung als Genossenschaft selbst übernehmen.

Das hatte es in Deutschland noch nie gegeben. Der Versorger reagierte mit utopisch hohen Forderungen: 8,7 Millionen, später 5,7 Millionen Mark sollte das Netz angeblich wert sein. Doch mithilfe einer bundesweiten Kampagne („Ich bin ein Störfall“) brachte man immerhin zwei Millionen Euro auf, zwang den Betreiber vor Gericht zu einer weiteren Reduktion, und zwei Bürgerentscheide später, am 1. Juli 1997, war es so weit: Die Elektrizitätswerke Schönau (EWS) übernahmen die Regie in Sachen Energie – nach strikt ökologischen Richtlinien und zu 100 Prozent in Besitz einer Genossenschaft.

Wenn Ursula und Michael Sladek, beide 68 Jahre alt, sich in wenigen Wochen aus dem Unternehmen zurückziehen, müssen sie sich um die Zukunft der EWS keine Sorgen machen – und das nicht nur, weil die Söhne Sebastian und Alexander an ihrer Stelle in den Vorstand einziehen. Die einstigen Exoten sind im Mainstream angekommen: 3.500 Mitglieder und 160.000 Kunden hat die Genossenschaft heute, im vergangenen Jahr wurde Ursula Sladek von Bundespräsident Joachim Gauck mit dem Deutschen Umweltpreis ausgezeichnet. Und waren bis zum Jahr 2008 nur vereinzelt Nachahmer des Schönauer Modells zu finden, gab es Ende 2012 schon über 750 Energie-Genossenschaften. Noch ist kein Ende des Booms in Sicht.

Dezentral und regional

Drei Gründe sind es vor allem, welche die Verhältnisse in der kommunalen Energie-



Wie kommt die Wärme in die Kommunen, wie die Energie in die Häuser? Immer mehr Kommunen entwickelten da in den vergangenen Jahren eigene Konzepte

versorgung derzeit gehörig durcheinanderwirbeln und die Frage nach der Finanzierung in den Fokus rücken. Zum einen sorgt die Energiewende schon jetzt dafür, dass die Energieversorgung deutlich dezentraler und regionaler wird. „Früher waren Kommunen und deren Betriebe eher Einkäufer und Weiterleiter von Energie", erklärt Wolf-Rüdiger Stahl, Bereichsleiter Energie bei der Deutschen Anlagen-Leasing (DAL). „Diese wandeln sich heute zunehmend zu Produzenten mit den entsprechenden Finanzierungserfordernissen." Und die haben es in sich: So beziffert der Bundesverband Erneuerbare Energien e. V. die gesamten Investitionen bis 2020 auf rund 235 Milliarden Euro.

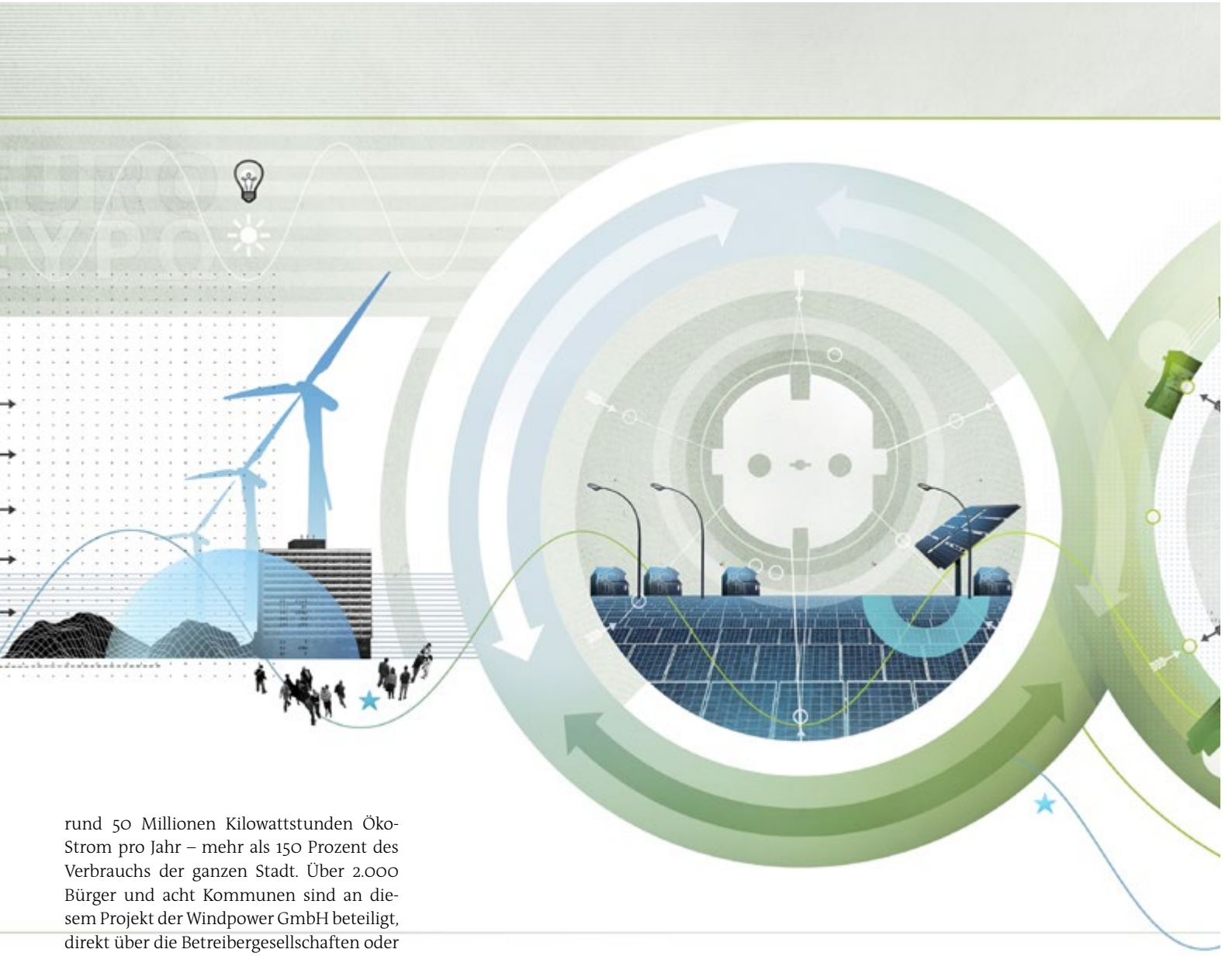
Zudem laufen in den kommenden Jahren die meisten Konzessionsverträge für den Netzbetrieb aus. Allein in Nordrhein-Westfalen haben in den kommenden fünf Jahren so theoretisch mehr als 300 Kommunen die Chance, den Netzbetrieb selbst zu übernehmen. Doch angesichts notorisch knapper Kassen stellt sich auch und gerade die Frage: Wer soll das finanzieren? In immer mehr Kommunen lautet die Antwort darauf: die Bürger.

Ein neues Rollenverständnis

Einer Studie zufolge, die das Leipziger Kompetenzzentrum Öffentliche Wirtschaft, Infrastruktur und Daseinsvorsorge e.V. mit der Bertelsmann Stiftung und der Kanzlei Wolter-Hoppenberg im Frühjahr dieses Jahres vorgelegt hat, ist die Energieversorgung sogar Vorreiter für ein neues Rollenverständnis, das sich auf vielen Feldern zu etablieren beginnt: „Während der Staat immer mehr an die Grenzen seiner – insbesondere finanziellen – Leistungsfähigkeit gerät, wird die Bürgergesellschaft selbstbewusster und eigenständiger."

Die Finanzierungsformen sind dabei vielfältig, wie einige aktuelle Beispiele zeigen: So ist die BürgerEnergie Jena e.G. mit ihren derzeit 859 Mitgliedern und Einlagen in Höhe von 8,2 Millionen Euro ein Anteilseigner der örtlichen Stadtwerke.

Im Fall der 2013 gegründeten Gemeindewerke Wendelstein funktioniert die Bürgerbeteiligung etwas anders: Die Kunden schließen mit dem Versorger der fränkischen Gemeinde ein individuelles Darlehen ab, das über zehn Jahre läuft und verzinst wird. Damit finanzieren die Gemeindewerke zum Beispiel Photovoltaikanlagen in der Region. Und im Windpark Berching in der Oberpfalz erzeugen die sieben Windmühlen auf der Hochebene östlich der Stadt ››



rund 50 Millionen Kilowattstunden Öko-Strom pro Jahr – mehr als 150 Prozent des Verbrauchs der ganzen Stadt. Über 2.000 Bürger und acht Kommunen sind an diesem Projekt der Windpower GmbH beteiligt, direkt über die Betreibergesellschaften oder indirekt über Energiegenossenschaften.

Der Charme dieser Modelle besteht darin, dass die gesamte Wertschöpfung vor Ort verbleibt: Die Kommune gewinnt finanziellen Spielraum, die Bürger erhalten mehr oder weniger viel Mitspracherecht und überdies eine Rendite, die zumindest mit anderen festverzinslichen Anlagen durchaus konkurrieren kann. Mit 2,5 Prozent begnügt man sich dabei in Wendelstein, in Schönau hat die Genossenschaft sich bei vier Prozent eine „Gier-Bremse“ verschrieben, obwohl laut Sladek deutlich mehr drin wäre. Ohnehin glaubt er: „Am Geld scheitern vernünftige Projekte nie.“

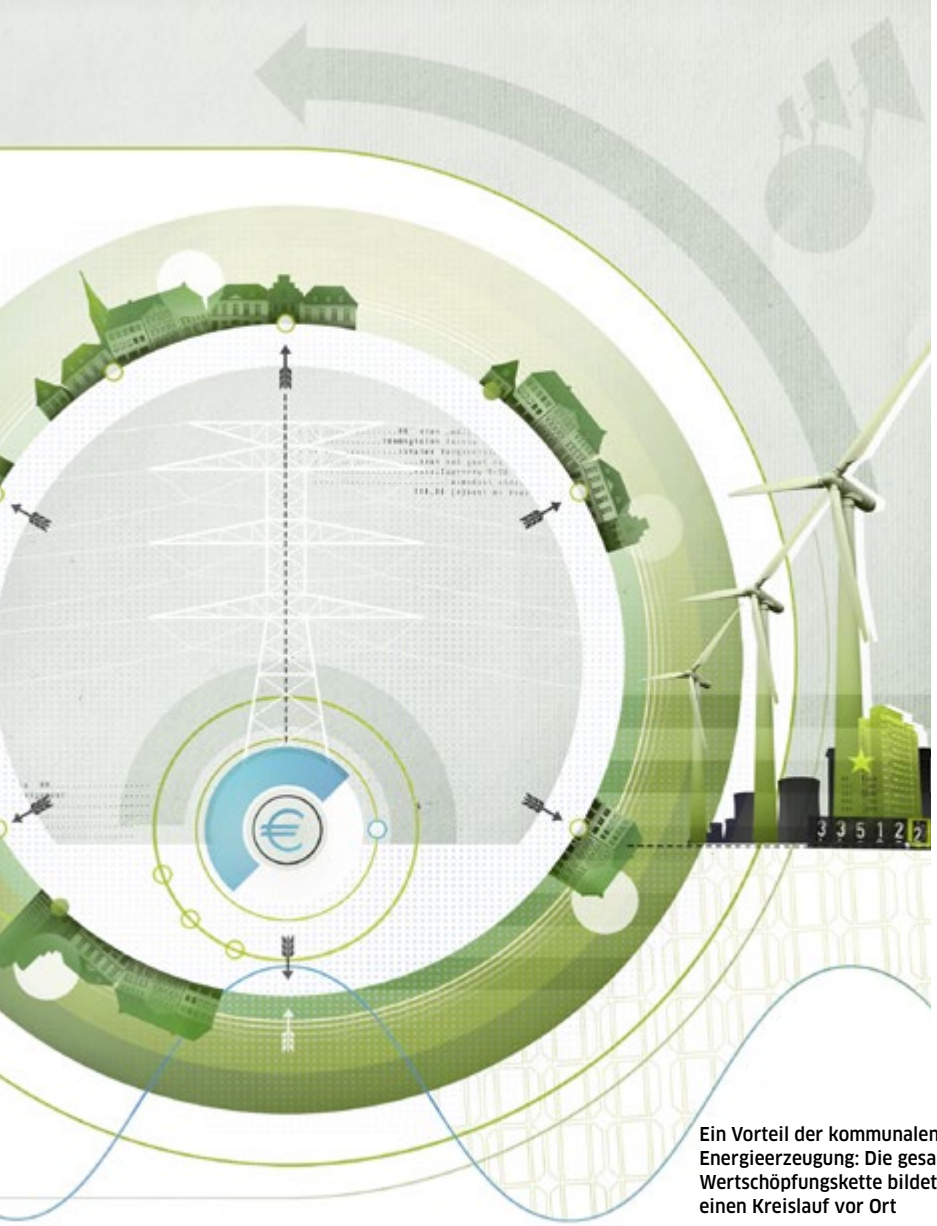
Wenn es nur immer um Vernunft ginge. Es geht aber auch um Macht und alte Pfründe. Tatenlos sehen die Stromkonzerne den Emanzipationsbewegungen jedenfalls nicht zu. Sie wehren sich, sei es mit Marketing oder juristischen Kniffen. Es geht zudem um Politik. „Wir haben zwar die Atomenergie geächtet, nicht aber die Strukturfragen geklärt. Zudem haben sich die Aktionsfelder von Genossenschaften verschlechtert“, beklagt Michael Sladek mit Blick auf die Novelle des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) und neue gesetzliche Rahmenbedingungen für Genossenschaften.

„Der Bürger zahlt ohnehin“

Und es geht schließlich hier und da sicher auch um die Eitelkeit von Bürgermeistern, die die eigenen unternehmerischen Fähigkeiten über-, die Risiken und langfristig nötigen Investitionen dagegen unterschätzen. So wie heute viele Städte darunter leiden, dass die Erlöse aus der Privatisierungswelle der 1990er Jahre nicht nachhaltig investiert wurden, könnte sich mancherorts in einigen Jahrzehnten der Preis für die Rekommunalisierung als allzu hoch erweisen.

Für Thorsten Krüger jedenfalls steht fest: „Energie ist Daseinsvorsorge.“ Krüger weiß, was knappe Kassen sind. Als er vor neun Jahren zum Bürgermeister der Kleinstadt Langen in der Nähe von Bremerhaven gewählt wurde, belief sich der Schuldenstand auf über 30 Millionen Euro. Krüger musste sparen. Doch ihn machte die Finanznot erfinderisch. So gab er die „Statt-Aktie“ der „Stadt Langen AG“ (Aktive Gemeinschaft) heraus, mit der die Bürger ermuntert wurden, aktiv die freiwilligen Leistungen der Stadt mitzufinanzieren.

Ein ganzheitliches Energiekonzept wollte der Bürgermeister auch gestalten: Als europaweit wohl erste Kommune stellte Langen 2010/2011 die Straßenbeleuchtung vollständig auf die LED-Technologie um, finanziert durch ein 1,5-Millionen-Euro-Darlehen der kfw-Bankengruppe. Durch die eingesparten Strom- und Wartungskosten könne das



Ein Vorteil der kommunalen Energieerzeugung: Die gesamte Wertschöpfungskette bildet einen Kreislauf vor Ort

„Wir haben zwar die Atomenergie geächtet, nicht aber die Strukturfragen geklärt“

Michael Sladek, Arzt und „Stromrebell“

Darlehen in elf Jahren zurückgezahlt sein, glaubt Krüger.

Jetzt will man einen Energiepark bauen. Die Kommune kann dazu nur einen Teil beisteuern. Gut möglich, dass sich der örtliche Versorger, die EWE, finanziell beteiligt. „Die EWE ist ein Partner, der die neue Rolle von Versorgern erkannt hat“, freut sich Krüger. Ein Teil der Investitionen schließlich soll aus Bürgerhand kommen. Darum macht sich Krüger wenig Sorgen, dafür seien der Gemeinschaftsgeist und das Miteinander zu ausgeprägt. „Das Wir ist auf kommunaler Ebene ohnehin das größte Geheimnis“, sagt er.

In fast zehn Jahren schuldenfrei

Apropos: Am 1. Januar 2015 wird Langen Geschichte sein. Dann nämlich fusioniert die Stadt mit der Samtgemeinde Bederkesa zur neuen Stadt Geestland. Dank eines Zukunftsvertrags mit dem Land Niedersachsen wird die neue Stadt massiv von Schulden entlastet. Geht der Plan Krügers, der jüngst mit über 80 Prozent der Stimmen zum ersten Bürgermeister der Fusionsgemeinde gewählt wurde, auf, ist man in nahezu zehn Jahren schuldenfrei – und hat mehr Spielraum für eines der zentralen Handlungsfelder, die man sich auf die Fahnen geschrieben hat: die Energieversorgung. □

info >

Kommunale Finanzierung

Starke Gemeinden brauchen eine solide finanzielle Ausstattung. Die **finanzielle Bürgerbeteiligung** als „Instrument kommunaler Leistungserbringung“ untersucht eine aktuelle Studie des Kompetenzzentrums Öffentliche Wirtschaft, Infrastruktur und Daseinsvorsorge e. V. an der Universität Leipzig mit der Bertelsmann Stiftung und der Kanzlei Wolter-Hoppenberg.

Neben einer Analyse der Rahmenbedingungen und einer Auswertung bisheriger Erfahrungen und Ansätze umfasst die Studie eine empirische Untersuchung von Beteiligungsformen von 92 deutschen Kommunen mit mindestens 20.000 Einwohnern. Sie bietet somit einen umfassenden, repräsentativen Überblick über Chancen, Herausforderungen und Hemmnisse eines neuen Wegs in der kommunalen Finanzierung.

DIE STUDIE ZUM DOWNLOAD:
www.bertelsmann-stiftung.de/finanzielle-buergerbeteiligung

KONTAKT: Günter Tebbe
guenter.tebbe@bertelsmann-stiftung.de

Lebenslanges Lernen

Probieren und studieren

Für die einen sind sie die Rettung der Hochschulbildung, für die anderen eine Gefahr: Online-Kurse ohne Zugangsbeschränkungen, englisch abgekürzt MOOCs. Auch in Deutschland experimentieren immer mehr Hochschulen mit neuen Formaten. Dabei zeigt sich: Digitales Lernen kann eine große Chance zur Demokratisierung von Bildung sein

Text: Jens Poggenpohl – Fotos: Enno Kapitza + Achim Multhaupt

Dass er in wenigen Jahren mit Menschen aus aller Welt Apollo 13 retten würde, konnte Jörn Loviscach nicht ahnen, als er im Frühjahr 2009 an der FH Bielefeld seine erste Vorlesung als Professor für Ingenieurmathematik und technische Informatik hielt. Einige Studenten beklagten Terminkonflikte mit anderen Vorlesungen, der Stundenplan ließ eigentlich keine Lücke. Gab es trotzdem einen Weg, ihnen den Stoff nahezubringen?

Loviscach recherchierte einen Tag lang, dann kaufte er sich für 200 Euro einen gebrauchten Tablet-PC, richtete sich auf der Online-Plattform „YouTube“ einen Video-Kanal ein und begann seine Vorlesung aufzunehmen. „Begeisterungsstürme unter den Studenten habe ich dafür nicht geerntet“, erinnert sich Loviscach mit einem Schmunzeln. Umso euphorischer reagierte die Netzgemeinde. Und er antwortete mit immer mehr Videos. Um die 2.600 sind es bis heute, knapp 38.000 Menschen haben seinen Kanal abonniert, über 14 Millionen Mal wurden die Videos angeklickt.

Kein Wunder, dass 2012 die US-amerikanische Online-Akademie Udacity auf die „German Math Teaching Sensation“ aufmerksam wurde und Loviscach ein professionelleres Umfeld bot. Und hier war es auch, wo Loviscach in seinem Kurs „Differential equations in action: Making math matter“ komplizierte Formeln auf praxisnahe Weise erläuterte. Etwa, wie man mit ihrer Hilfe die Überfischung der Meere stoppen oder die Malaria bekämpfen könne. Oder eben ein Raumschiff retten.

Insbesondere in den USA glauben viele, dass man mit solchen Methoden auch die Hochschulbildung retten kann. Das Zauberwort lautet MOOC. Die Abkürzung steht für „Massive Open Online Course“, und was der Begriff verspricht, ist nicht weniger als eine Demokratisierung der Bildung: Jeder, von überall auf der Welt, soll, einfach indem er sich auf einer der einschlägigen Plattformen registriert, Zugriff auf einige der besten Hochschulangebote der Welt haben. Und das kostenlos – mindestens im ersten Schritt. ››

Lesen Sie weiter auf Seite 52

Halie Mosher (22), Gaststudentin

„Eine tolle Übung fürs Einfühlungsvermögen“

Die University of Florida in Gainesville gilt als eine der besten öffentlichen Universitäten der USA. Digitale Kurse sind hier selbstverständlich, „doch eine so einfach zu bedienende Onlineplattform wie in Lüneburg habe ich noch nie gesehen“, sagt Halie Mosher. Die 22-Jährige studiert International Studies, ihr Schwerpunkt liegt auf der Kultur und Politik Europas. Was sie am Kurs der **Leuphana Universität** zur „Psychologie der Verhandlungsführung“ fasziniert, ist die Vielfalt der Perspektiven. „Ich treffe den Investmentbanker aus Deutschland genauso wie den Studenten aus Südafrika. Das ist eine tolle Übung in Sachen Einfühlungsvermögen.“ Das würde sie auch in ihrem Traumberuf brauchen. Am liebsten würde Mosher in einer Botschaft arbeiten. Vorher aber geht’s zurück nach Florida. Die Verbindung nach Lüneburg bleibt bestehen. Denn der Kurs geht im Herbst in die zweite Runde. Halie Mosher kann von zu Hause aus dabei sein. „Toll, oder?“

FOTO: ACHIM MULTHAUPT

Sandra Beyermann (38), Vollzeit-Studentin und Mutter

„Dieses Studium ist ein totaler Luxus“

Jeden Morgen, wenn ihre Töchter zur Schule gehen, geht Sandra Beyermann zur Uni. An den Schreibtisch ihres Hauses in Fintel in Niedersachsen. Hier studiert sie Psychologie. „Wenn es die **FernUni Hagen** nicht gäbe, hätte ich das nicht gemacht“, glaubt Beyermann. Denn die nächste Hochschule ist mindestens eine Stunde Fahrzeit entfernt, und um neben der Familienarbeit die 30 Stunden Zeit pro Woche, die das Studium erfordert, aufzubringen, braucht es ganz viel Flexibilität. Mit zwei Kommilitonen trifft sie sich ab und zu, ansonsten ist das Studium weitgehend digital organisiert. „Das ist ein totaler Luxus, und das Studium macht großen Spaß – aber ohne Ziel wäre es mir zu anstrengend“, sagt sie. Sie weiß, was sie will. Nach dem BWL-Studium war sie lange als Auditorin für ein Logistikunternehmen tätig. Sie möchte zurück ins Berufsleben – und dazu plant sie nach dem Bachelorabschluss den Master in Arbeits- und Organisationspsychologie. Das passende Online-Angebot der Bergischen Universität Wuppertal hat sie schon gefunden. Den passenden Schreibtisch sowieso.

FOTOS: JOACHIM MÜLTHAUPT

Thomas Triller (41), angehender Bibliotheks- und Informationsmanager

„Es wird einiges passieren, was wir uns noch gar nicht vorstellen können“

Thomas Triller studiert nicht nur mit Hilfe neuester Technik. Er ist auch Betroffener. Und sollte Experte sein. Schließlich begegnen Bibliotheken durch die Digitalisierung der Bildung ganz neuen Herausforderungen. Neu für Triller war, wie stark schon das Studium elektronisch geprägt ist – erst recht im Vergleich zu seinem Erststudium vor 20 Jahren. Lernen in der Cloud ist an der **Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW) Hamburg** selbstverständlich, und im vergangenen Semester trafen Triller und seine Kommilitonen in einem virtuellen Klassenzimmer Studierende der Hochschule der Medien Stuttgart, um Vermarktungsstrategien für Digitale Bibliotheken zu entwickeln. Wie die Zukunft der Bildung aussieht? „Schwer zu sagen“, sagt Triller, „aber so rasant, wie sich die digitale Welt entwickelt, wird in den nächsten Jahren sicher einiges passieren, was wir uns heute noch gar nicht vorstellen können.“

Albert Endres (80), Informatikprofessor im Ruhestand

„Senioren können mit 16-Jährigen mithalten“

1992, just in dem Jahr, in dem Albert Endres nach 35 Jahren bei IBM in Rente ging, prägte die Bibliothekarin Jean Armour Polly den Begriff „im Internet surfen“. Als Endres fünf Jahre später seine letzte Vorlesung als Informatikprofessor an der TU München hielt, gab es Google noch nicht. Alles andere als selbstverständlich also, dass Endres am **Hasso-Plattner-Institut (HPI) in Potsdam** an einem MOOC zum Thema Web-Technologien teilnahm. Andererseits kennt er Institutsdirektor Christoph Meinel schon lange und verfolgt die vielen gescheiterten Versuche zum Thema E-Learning seit 30 Jahren. „MOOCs dagegen sind ein Versprechen, das man halten kann“, glaubt er. Besonders beeindruckt war Endres vom „enormen Arbeitsaufwand“ hinter dem Potsdamer MOOC – und dass von 7.000 Teilnehmern jeder Vierte bis zum Ende durchhielt. Einer davon war Albert Endres, der damit zugleich bewies, „dass Senioren durchaus mit 16-Jährigen mithalten können“.

Ulrike Walter-Lipow (45), Übersetzerin

„Für mich sind MOOCs ein Fortbildungsinstrument“

Dr. Ulrike Walter-Lipow darf man als „Early Adopter“ bezeichnen – und das hat nicht nur damit zu tun, dass sie biowissenschaftliche und medizinische Texte ins Englische übersetzt und mit einem US-Amerikaner verheiratet ist. Als sie 2012 den Begriff „MOOC“ hörte, zögerte sie nicht lange und registrierte sich auf der Plattform Coursera. Inzwischen hat sie „in bestimmt 20 Kurse reingeschnuppert und vier oder fünf Kurse bis zum Zertifikat absolviert“. Aktuell ist sie fasziniert davon, wie im Kurs „Grundlagen Unfallchirurgie“ an der **TU München** das Englische das Fachvokabular bestimmt und wie sich der Tonfall ändert, je nachdem, ob Patienten oder Studenten angesprochen werden. „Das könnte ich sonst höchstens auf mehreren Tagungen beobachten.“ Der Bildungshunger scheint ansteckend zu sein: Ihre Tochter hat einen Singer/Songwriter-Kurs belegt und schrieb danach eigene Lieder, ihr damals zwölfjähriger Sohn legte mit ihr die Prüfung im Logikkurs „Think again!“ ab – und schnitt um gerade zwei Prozentpunkte schlechter ab.

FOTO: ACHIM MULTHAUPT. LINKE SEITE: ENNO KAPITZA

Andrea Okonkwo (38), Ordensschwester und Computerfreak

„Es wird Zeit, moderne Wege zu gehen, um Gottes Botschaft zu verkünden“

Als Andrea Okonkwo in Nigeria aufwuchs, waren Computer rar. Als ihr Orden „Die Tochter der Göttlichen Liebe“ sie als Ordensschwester nach Frankfurt am Main entsandte, wusste sie anfangs nicht, wie sie eine E-Mail schreiben sollte. „Aber danach habe ich alles ausprobiert: Texte schreiben, Bildbearbeitung, Power Point-Präsentationen“, sagt Schwester Andrea und lacht. Und nachdem sie die scheinbar verlorenen Daten einer Schwester gerettet hatte, gab der Orden sein Einverständnis zu einem Teilzeit-Informatikstudium an der **FernUni Hagen.** 2016, hofft sie, wird sie ihren Bachelorabschluss feiern, eine selbst programmierte App mit Gebetsliedern für den Orden ist schon beinahe fertig. Für Schwester Andrea ist das kein Widerspruch, im Gegenteil: „Es wird Zeit, moderne Wege zu gehen, um Gottes Botschaft zu verkünden.“

Oseanne van Roekel (22) und Wolfgang Hinze (21), Chemiestudenten

„Es ist wichtig, dass man persönlich im Kontakt zu den Dozenten bleibt“

„Ideen der modernen Quantenchemie“ zu verstehen – das klingt als Ziel einer Vorlesung ziemlich anspruchsvoll. Ist es auch. „Aber unser Dozent hat alles unglaublich gut erklärt, hat jede Frage sofort beantwortet und sich sogar zum Hampelmann gemacht, um uns die Materie auf lustige Weise nahezubringen“, lobt Oseanne van Roekel, Chemiestudentin an der **Universität Konstanz.** Aufgelockert wurde die Vorlesung mit kleinen Tests, in denen das Publikum wie bei „Wer wird Millionär“ mit einem kleinen Klickgerät Fragen beantwortete, mit deren Hilfe der Dozent Wissenslücken aufspürte. Dennoch: „Das Tempo war sehr hoch, vor allem, wenn man Dinge mitschreiben wollte“, sagt Hinze. Umso nützlicher war der digitale Stream, mit dem man vor der Klausur die gesamte Vorlesung noch einmal im eigenen Lerntempo durcharbeiten konnte. Ein Ersatz sei das aber nicht, finden sie. „Es ist wichtig, dass man im persönlichen Kontakt zum Dozenten bleibt.“ Allerdings sind die beiden auch etwas untypische Vertreter ihrer Generation. Das Netz nutzen sie vorrangig zu Recherchen, bei Facebook sind sie gar nicht oder kaum aktiv – und Hinzes Handy ist nicht einmal internetfähig.

FOTOS: ENNO KAPITZA

Fortsetzung von Seite 44

Eine Utopie aus dem technikoptimistischen Geist Kaliforniens, mag man denken, und tatsächlich waren zwei Institutionen aus und rund um das Silicon Valley am publikumswirksamen Durchbruch der MOOCs beteiligt. 2011 nämlich bot Sebastian Thrun, Professor an der Universität Stanford und Leiter der Forschungsabteilung von Google, einen Kurs über Künstliche Intelligenz als MOOC an. 160.000 Teilnehmer meldeten sich an – bald darauf gründete Thrun Udacity. Weitere Ivy-League-Universitäten zogen nach, die New York Times erkor 2012 zum „Year of the Mooc", und ein Jahr später brachte „Die Zeit" das Bildungsversprechen so auf den Punkt: „Harvard für alle Welt".

„Wer hat, dem wird gegeben"

Quantitativ ist an dieser Behauptung durchaus etwas dran. Coursera, der weltweit größte MOOC-Anbieter, meldet mehr als neun Millionen eingetragene Studenten aus 190 Ländern, und jeder dritte Student in den USA soll schon einmal einen Online-Kurs belegt haben. Gleichzeitig aber ist der Hype einem differenzierteren Blick gerade auf die amerikanischen Verhältnisse gewichen. Denn die Kehrseite der Kostenlos-Kultur ist der horrende Schuldenberg in Höhe von mehr als einer Billion US-Dollar, zu dem sich die Studienkredite von US-Studenten auftürmen. Vor diesem Hintergrund erscheinen Online-Kurse weniger als Luxusgut denn als Notlösung. Zumindest eines können sie nicht ersetzen: den Zugang zu exklusiven Netzwerken – und gerade der ist es schließlich, der die horrenden Gebühren an den Eliteuniversitäten dennoch als lohnende Investition erscheinen lässt. Die wohl schwerwiegendste Kritik indes betrifft die behauptete Demokratisierung. Denn die Fälle indischer Computergenies, die nur mit Laptop und Internetanschluss Top-Abschlüsse erreichen, mögen publicitywirksam sein, die Mehrheit der Online-Absolventen jedoch stammt aus Kreisen, die materiell, finanziell und kulturell schon einen Zugang zu Bildung haben. Als Matthäus-Prinzip bezeichnet Jörn Loviscach das: „Wer hat, dem wird gegeben."

Gleichwohl: Ein Zurück zum analogen Zeitalter wird es nicht geben. „Die Digitalisierung hat unser gesamtes Leben revolutioniert. Warum sollten ausgerechnet die Universitäten davon unberührt bleiben?", hat Hannes Klöpper, Geschäftsführer des Berliner Start-ups Iversity, jüngst in der „FAS" gefragt. Die daran anschließende Fra-

Jörg Hédiard (40), leitender Angestellter einer Versicherung

„Zur Disziplinierung brauche ich Präsenztermine"

Besondere Herausforderungen hat Jörg Hédiard schon immer gesucht. Nach der Schulzeit absolvierte er eine Schauspielausbildung, inzwischen ist er Leiter des Vertriebsinnendienstes einer französischen Versicherung – und seit Oktober 2013 Teilnehmer des multiprofessionellen Studiengangs „Versorgung von Menschen mit Demenz" an der **Universität Witten/Herdecke.** Das Thema beschäftigt ihn nicht nur beruflich. Als „hoch spannend und vielschichtig" hat er die ersten drei Semester empfunden, nicht zuletzt deshalb, weil sich unter den Kommilitonen nicht nur Pflegeexperten finden, sondern auch Architekten und sogar ein Soldat. Zehn Mal pro Jahr muss er für einige Tage von München ins Ruhrgebiet fahren, den Rest des Studiums erledigt er online. „Anders wäre das gar nicht möglich", sagt Hédiard, fügt aber hinzu: „Die Präsenztermine sind nicht nur für den Austausch wichtig. Ich brauche sie auch als disziplinierenden Faktor für das Online-Lernen."

FOTO: ENNO KAPITZA

ge ist nur, wie sich technische Möglichkeiten am sinnvollsten einbinden lassen, wie Hans Pongratz, Geschäftsführender Vizepräsident IT-Systeme & Dienstleistungen der TU München, betont: „Digitale Lernangebote nehmen bereits heute einen wichtigen Stellenwert ein, vor allem das ‚Blended Learning', also die Kombination von Online- und Präsenzphasen. MOOCs sehen wir als spannende Ergänzung, digitale Visitenkarte und Lehrbuch der Zukunft – als neuer Kanal zu unseren Studierenden, aber auch, um neue Zielgruppen und neue Formate zu testen."

Niedrige Abbrecherquoten

Goldene Zeiten für Experimentierfreude und Neugierige, sollte man meinen. Doch genau an den neuen Formaten hapert es derzeit noch. Stattdessen beschränken sich viele Online-Angebote auf abgefilmte Vorlesungen – ein Umstand, der Jörn Loviscach an die Frühzeit der Automobile erinnert, „die aussahen wie Postkutschen". Doch auch in Deutschland gibt es andere, mutige Wege. Wie zeitgemäße MOOCs aussehen, zeigt zum Beispiel das Hasso-Plattner-Institut (HPI) aus Potsdam. Zu Wochenbeginn wird den Teilnehmern ein eigens produziertes Lehrvideo angeboten, das mit weiterführendem Lesestoff, interaktiven Selbsttests und Hausaufgaben ergänzt wird. Kombiniert sind die Angebote mit einer sozialen Diskussionsplattform, auf der sich die Teilnehmer mit den Kursbetreuern und anderen Teilnehmern austauschen, Fragen klären und weiterführende Themen diskutieren können. Im besten Fall schafft es jeder Vierte bis zum Zertifikat – für MOOCs ein enorm hoher Wert. Ab Herbst sollen auch Schüler kostenlos die Kulturtechnik des digitalen Zeitalters erlernen: das Programmieren.

Dass E-Learning-Tools keinesfalls eine Domäne von Nerds und IT-Freaks sein müssen, beweist die Leuphana Universität in Lüneburg. Ihre Digital School startete mit einem MOOC von Stararchitekt Daniel Libeskind. Im zweiten, jüngst beendeten Kurs hat Prof. Dr. Roman Trötschel die „Psychologie der Verhandlungsführung" auf dem Feld von Gemeingütern zum Thema eines Online-Kurses gemacht. Die Teilnehmerzahl war auf 1.000 limitiert, Studenten aus über 80 Ländern schrieben sich ein. Ihnen wurde einiges geboten: „Online-Angebote müssen die Studenten fesseln, ihre Neugier fördern", glaubt Trötschel, dementsprechend wurden zum Beispiel prominente Aktivisten als Gesprächspartner auf die Online-Plattform eingeladen oder Verhandlungen spielerisch simuliert.

Darüber hinaus setzen die Psychologen auf anfangs bewusst heterogen besetzte, interkulturelle Teams. „So entstehen die spannendsten Diskussionen, vor allem aber führen Kleingruppen zu einer stärkeren Bindung an den Online-Kurs, weil jeder Einzelne sich für das Team-Ergebnis verantwortlich fühlt", weiß Trötschel, der dabei eher als Moderator gefragt ist. Angenehmer Nebeneffekt: „Anhand des Aufbaus des Online-Kurses mit Hilfe von Kleingruppen wird einem auch als Dozent bewusst, warum soziale Plattformen wie Facebook die Menschen so fesseln." Dass die Abbrecherquoten auch im Lüneburger Modell verhältnismäßig niedrig sind, ist nicht zuletzt auch der intensiven Betreuung zu verdanken. Hier übersetzt man das M in MOOC nicht mit „Massive", sondern mit „Mentored". Sieben Mentoren und sieben Tutoren haben die Teams begleitet. Trötschels Fazit: „Es war anstrengend, aber ich bin von den Kursergebnissen der Teilnehmer begeistert."

> „Ich bin von den Ergebnissen begeistert"
>
> Roman Trötschel, Professor

Chance für Unternehmen

Nur logisch, dass die digitalen Möglichkeiten immer mehr für eine stärkere Individualisierung der Lehrangebote genutzt werden.

Doch zeitgemäße Technik, individuelle Angebote und eine intensive Betreuung haben ihren Preis: Selbst ein einfacher Online-Kurs ist kaum unter 15.000 Euro zu realisieren, auch 50.000 Euro sind schnell ausgegeben. So eindrucksvoll die akademischen Leistungsschauen auch sind – welches Geschäftsmodell sich am Ende durchsetzen wird, ist völlig offen. Werden es anfangs offene Kurse sein, für die man nur zahlen muss, wenn man am Ende ein Zertifikat erlangen will? Dazu müsste gewährleistet sein, dass Online-Kurse als „echte" Studienleistung zählen. Oder wird es das Prinzip iTunes sein – also Bildungshäppchen, die man als Ergänzung zum Studium dazubuchen kann? Und vor allem: Wer wird bereit sein, dafür zu zahlen?

Eine Antwort darauf lautet: Unternehmen. Jedenfalls in Deutschland ist zu beobachten, dass vor dem Hintergrund des demographischen Wandels vor allem die betriebliche Aus- und Weiterbildung durch die Digitalisierung einen zusätzlichen Schub erlebt. So verkauft die IMC AG in Saarbrücken, einer der großen kommerziellen E-Learning-Anbieter, auf Unternehmen zugeschnittene MOOCs und bietet in kostenlosen Kursen kostenpflichtige Zusatzangebote an: Wer etwa vom Referenten im Kurs Zeitmanagement überzeugt ist, kann ihn für ein individuelles Coaching buchen. Auch gesponserte Kurse finden sich im Angebot: „How to create a Windows 8 App" ist für das Softwareunternehmen Microsoft Marketing mit Bildungsanstrich. „Zudem werden in Zukunft immer mehr Unternehmen selbst zu Bildungsanbietern", prophezeit IMC-Vorstand Christian Wachter.

Und dann wäre da noch die Weiterbildung auf eigene Faust. Tatsächlich vergisst man beim auf die USA fixierten Blick leicht, dass in Deutschland schon vor 40 Jahren ein Konzept entwickelt wurde, das manche der Vorteile des heutigen digitalen Lernens analog schon vorwegnahm: die FernUniversität Hagen. Deren Studentenzahl hat sich im vergangenen Jahrzehnt auf fast 87.000 verdoppelt und die Einrichtung „an ihre Belastungsgrenze gebracht", berichtet Pressesprecherin Susanne Bossemeyer. Entsprechend gelassen betrachtet man die neuen Anbieter.

Aber auch das Studium an der FernUniversität hat sich „grundlegend verändert". So gibt es zusätzlich zum Studienbrief die Lehrmaterialien auch auf den Lernplattformen der einzelnen Studiengänge. Zahlreiche Kommunikationskanäle – von Online-Services über Gruppenarbeitsräume bis hin zu virtuellen Cafés – sorgen ebenfalls dafür, dass „das eigentliche Studieren heute vielfach im Netz stattfindet".

Schöne neue digitale Welt? Jörn Loviscach bleibt skeptisch. „Wir müssten nicht nur großartige Dinge bauen, sondern uns über den Sinn klar werden", findet er. Und der Sinn, der stecke in der Antwort auf eine ganz einfache, ganz große Frage: „Was ist das: Bildung?" Klingt wie der Titel eines MOOCs. ◘

Einleitung

Wir wollen mitreden

Revolutionen im Nahen Osten, Aktivisten an der Wall Street, Wutbürger in Europa: Selten haben Menschen aus aller Welt mehr Teilhabe gefordert als im vergangenen Jahrzehnt. Zugleich richtet sich der Protest gegen zunehmende Ungleichheit. Fest steht: Nur mit mehr Demokratie und mehr Kooperation lassen sich die globalen Herausforderungen der Zukunft meistern

Von Jens Poggenpohl – Illustrationen: Marie Luise Emmermann

Aus allen Landesteilen hatten sich die Menschen Ende März in Richtung Hauptstadt aufgemacht. Zehntausende waren es, vielleicht auch mehr. „Marchas por la dignidad", Märsche der Würde, so nannten sie ihren Protest, und genauso pathetisch und radikal klangen ihre Parolen. Ein Reporter befragte eine junge Frau, sie sagte: „Wählen ist sinnlos", eine andere erklärte: „Wir protestieren gegen alles."

Eine Szene aus Lateinamerika? Nein: aus der spanischen Hauptstadt Madrid. Wer nach dem aktuellen Befinden der Demokratie fragt, kommt um Szenen wie diese nicht herum. Nicht nur in vielen Schwellenländern haben die Qualität der Demokratie und fast mehr noch ihre Wahrnehmung in jüngerer Vergangenheit schwer gelitten.

So hat der Bertelsmann Transformation Index (BTI) in den vergangenen acht Jahren in 59 der 75 Demokratien, die er untersucht, zum Teil erhebliche Rückschritte bei Wahlen, Pressefreiheit, Rechtssicherheit oder staatlicher Gewaltenteilung beobachtet – darunter in EU-Mitgliedstaaten wie Bulgarien, Rumänien und Ungarn; die Sustainable Governance Indicators (SGI) der Bertelsmann Stiftung konstatieren Demokratieverluste in 15 EU- und OECD-Staaten seit 2011; und der Organisation Freedom House zufolge ist das globale Freiheitsniveau zum sechsten Mal in Folge zurückgegangen.

Gewiss, diese Phänomene sind differenziert zu bewerten: Die Einschränkung der Pressefreiheit in Ostmittel- und Südosteuropa ist nicht mit den Defiziten in den Wahlregimen einiger Länder Lateinamerikas zu vergleichen, die wiederum nicht die Brutalität der Unterdrückung von Bürgerrechten und der Versammlungsfreiheit in Ostasien und dem Nahen Osten erreichen. Anderseits aber schwindet selbst dort, wo die formale Fassade der Demokratie intakt erscheint, das Vertrauen der Bürger. De jure mag der Souverän Herr im Hause sein, de facto hat er das Gefühl, nicht gehört zu werden. Gleichzeitig wächst das Selbstvertrauen der Zivilgesellschaft. „Wir wollen mitreden" – diese Botschaft eint die Wutbürger in aller Welt.

Befeuert wird das Unbehagen durch die ökonomischen Krisen der vergangenen Jahre – und die Reaktionen darauf. In den Augen derer, die in Spanien, Griechenland, Italien oder Portugal auf die Straße gehen, war und ist die Politik nicht in der Lage, Finanzmarktexzesse und Ungleichheiten einzudämmen und soziale Reformen einzuleiten, die mehr sind als ein Austeritätsprogramm. Die Großen kriegt man nicht zu fassen, die Kleinen werden bestraft – klingt simpel, erklärt aber die Wut vor allem der jungen Generation, die sich um ihre Zukunft betrogen sieht. Und es ist ja wahr: Eine Jugendarbeitslosigkeit von teilweise über 50 Prozent ist skandalös. ››

Das Selbstvertrauen der Zivilgesellschaft wächst

Die Wut hat Europa erreicht – überall gehen die Menschen auf die Straße. Die Bürger wollen mitreden, wehren sich gegen festgefahrene Strukturen der Politik

Die Krisen haben dabei einen länger anhaltenden Trend verschärft: Die Schere zwischen extrem wohlhabenden Schichten, die von Kapitalrenditen profitieren, und denen, die von ihrem Einkommen leben müssen, hat sich geöffnet. Man muss nicht so weit gehen wie der französische Ökonom Thomas Piketty, der sich in seinem viel diskutierten Werk über „Kapital im 21. Jahrhundert" an die Einkommensverteilung des 18. und 19. Jahrhunderts erinnert fühlt, um zu erkennen, dass die Kluft zwischen Arm und Reich wächst – und zwar gerade in Zeiten des Null- oder Niedrigwachstums.

Die Krise als Katalysator der Ungleichheit lässt sich auch auf EU-Ebene gut beobachten: Vom Ziel der „Kohäsion" ist die Union weiter entfernt denn je zuvor. „Mit Blick auf Arbeitslosigkeit und den Bedarf an Investitionen gab es noch nie so große Unterschiede zwischen den Mitgliedstaaten", sagt Werner Hoyer, Präsident der Europäischen Investitionsbank, und bestätigt damit einen Befund der aktuellen SGI. Und im globalen Maßstab? Ist nicht die Zahl der Menschen in absoluter Armut von 1990 bis 2010 um 700 Millionen zurückgegangen und wurde damit nicht ein Millenium Development Goal der UN vorzeitig erreicht? Wohl wahr, doch gleicher ist die Welt nicht geworden, im Gegenteil: Der Bertelsmann Stiftung zufolge leben die Gewinner der Globalisierung in Finnland, Dänemark, Japan, Deutschland und der Schweiz, während die Einwohner der BRICS-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) bislang vergleichsweise wenig von der weltweiten Vernetzung profitierten.

Kurz und sehr pointiert gesagt: Wachstum bedeutet nicht automatisch mehr Wohlstand für alle. Eine Marktwirtschaft, die nicht gleichzeitig sozial flankiert ist, wird ihre Wohlstandsversprechen nicht einlösen können. Genau dies ist vielerorts zu beobachten, und im Verbund damit wächst der Zweifel an der Legitimität der Demokratie in ihrer jetzigen Form. Das populärste Emblem dafür waren die Masken der Occupy-Bewegung, und wenn diese Bewegung auch an der Wall Street öffentlich sichtbar wurde, so richtete sich der Ruf „Wir sind die 99 Prozent" doch nie nur an die Adresse der Banker und Manager, sondern auch an die Politik. Zusammenhänge wie diese verleihen der Wut und dem Wunsch nach mehr Teilhabe eine neue Dimension. Zu beobachten ist ein umfassender Protest gegen einen doppelten Ausschluss. So wie selten zuvor werden das Politische und das Ökonomische, das Unbehagen an der politischen Repräsentation und der sozialen Exklusion zusammengedacht. „There is no ‚society'" – Margaret Thatchers Behauptung wird jeden Tag Lügen gestraft.

Verbunden mit dem Comeback der Kategorie „Gesellschaft" hat der Abschied vom jahrzehntelang beherrschenden Paradigma zur Messung von Fortschritt begonnen:

Zweifel an der Demokratie in ihrer jetzigen Form

nämlich dem Bruttoinlandsprodukt. Was ist auch, um nur das populärste Beispiel zu nennen, von den imposanten Wachstumszahlen Chinas zu halten, wenn wie 2013 nur drei von 74 Großstädten den Standard für gute Luft einhielten – den der staatlichen Behörde für Umweltschutz, wohlgemerkt? Und was heißt es umgekehrt – für jeden Einzelnen und für eine Gesellschaft im Ganzen – ein gutes Leben zu führen, das zugleich die Lebenschancen künftiger Generationen wahrt? Wohlstandsfragen über das Bruttoinlandsprodukt hinaus zu diskutieren, ist nicht länger dem „dekadenten" Westen vorbehalten.

Es gärt also, doch ist es überhaupt nicht ausgemacht, wohin die Entwicklung führt. Ökonomisch betrachtet, erscheint eine sozial austarierte Marktwirtschaft nach wie vor als bestes Modell, um Wohlstand für viele zu schaffen. Ein überzeugender Gegenentwurf ist in den vergangenen Jahren jedenfalls nicht entwickelt worden, auch nicht von den Sozialisten Lateinamerikas. Politisch zeigt derzeit das Schicksal des „Arabischen Frühlings" am eindringlichsten die Ambivalenz der Freiheit. Einerseits hat der größte politische Umsturz seit 1989 die Möglichkeiten zur Beteiligung am politischen Leben dramatisch erhöht, doch dies hat seinen Preis: Destabilisierung, Unsicherheit oder die Verletzung von Minderheitenrechten.

Ernüchternd wirkt zudem, dass die arabischen Revolutionen, im Gegensatz zur Öffnung des Eisernen Vorhangs, zumindest bislang noch nicht als Stimulans einer globalen Demokratisierung gewirkt haben. Anders als nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion fehlt der geopolitische Möglichkeitsraum, und überdies haben Autokraten rund um den Globus ihre Lehren daraus gezogen und unterdrücken Kritik noch brutaler. Dass es auch anders geht, zeigen die (allerdings demokratisch gewählten) Regierungen Brasiliens und Chiles, obwohl selbst der auf sozialen Ausgleich bedachte Reformkurs der brasilianischen Präsidentin Dilma Rousseff und der chilenischen Präsidentin Michelle Bachelet die Demonstranten noch nicht besänftigen konnte.

Die Beispiele kriselnder europäischer Länder wie Italien oder Frankreich zeigen dabei, dass es selbst etablierten Demokratien schwerfällt, aus alten konfliktiven Mustern, etwa zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften, auszubrechen, zumal wenn es um einschneidende Reformen geht. Die kleinen homogenen Staaten Nordeuropas mit ihrer unter Wohlstandsbedingungen eingeübten Konsenskultur haben es hier leichter, aber auch Deutschland hat mit seinen Arbeitsmarkt- und Wirtschaftsreformen gezeigt, wie wertvoll der viel geschmähte Korporatismus sein kann.

Dass es auch auf globaler Ebene in der Zukunft mehr denn je auf die Kunst der Kooperation ankommen wird, ist ein Gemeinplatz. Überflüssig ist der Hinweis deshalb nicht, wie ein Blick auf einige Treiber ››

In einer immer kleiner werdenden Welt müssen reichere Länder mehr Solidarität mit ärmeren Ländern zeigen. Gemeinsam Ressourcen erhalten, Kriege und Terrorismus eindämmen – das wäre ein Weg

Trend Urbanisierung: 2050 werden zwei Drittel der Menschen in Städten leben. Die Megacitys bergen zusätzlichen Sprengstoff für soziale, ethnisch oder religiös begründete Konflikte

des künftigen Wandels zeigt, deren Effekte zum Teil kaum absehbar sind. Wie beispielsweise wird sich die Digitalisierung auf die politische Kultur auswirken? Erfinden die nächsten Generationen die Demokratie neu, als „liquid democracy"? Erlebt die Öffentlichkeit eine Frischzellenkur im Zeichen radikaler Transparenz, wie dies etwa die Aktivisten von Wikileaks fordern – und wäre dies wünschenswert? Und befinden wir uns zugleich nicht längst in einer Ära umfassender Kontrolle, sei es durch Spionage oder durch die Algorithmen mächtiger Konzerne?

Genauso unklar sind die Konsequenzen des Megatrends Urbanisierung. Seit 2007 leben erstmals in der Geschichte mehr Menschen in Städten als auf dem Land, bis 2050 werden es zwei Drittel sein. „Städten und ihrem Umland mehr Macht zu übertragen, eröffnet die Chance, das politische Kräftespiel zu erneuern, das derzeit ganze Länder aufhält", glauben Optimisten wie der US-amerikanische Autor Seth Kaplan, doch selbst sie können nicht leugnen, dass die Megacitys zusätzlichen Sprengstoff für soziale, ethnisch oder religiös begründete Konflikte bergen.

In welche Richtung entwickeln sich überhaupt die diversen „Renaissancen des Religiösen"? Dass der BTI seit 2006 in 25 der 40 untersuchten Staaten Afrikas einen zunehmenden Einfluss religiöser Dogmen festgestellt hat, darf beunruhigen. Doch nicht überall ist Religion gleichbedeutend mit (islamischem) Fundamentalismus. Und „genauso wie es den christlichen Kirchen nach langen, konfliktreichen Lernprozessen gelungen ist, Menschenrechte, parlamentarische Demokratie und legitimen politischen Pluralismus zu akzeptieren, ist dies auch einigen muslimischen Akteuren geglückt", betont der Religionswissenschaftler Friedrich-Wilhelm Graf und verweist dabei auf die mit 30 Millionen Mitgliedern größte sunnitische Organisation der Welt, die „Nadhlatul

Die Welt ist so klein wie nie zuvor

Ulama", die seit Jahrzehnten die Demokratie auf den Philippinen stützt.

Vor allem aber ist die Welt so klein wie nie zuvor. Sämtliche ernstzunehmenden Probleme sind verwickelt und globaler Natur – von Epidemien bis zum Finanzmarkt, vom Kampf gegen den Terror bis zum Schutz des geistigen Eigentums. Auch dies ist bekannt, aber nicht trivial. Denn Global Governance erfordert einen historischen Wandel: nämlich den Übergang von einer Phase des Primats nationalstaatlicher Souveränität hin zu einer neuen Weltordnung, die – so zumindest die Hoffnung der Governance-Forscherin Inge Kaul von der Hertie School in Berlin – vom „Prinzip verantwortlich handelnder Souveränität" bestimmt sein wird.

Wie weit der Weg dahin ist, zeigen die aktuellen Ereignisse in der Ukraine. Doch in einer transnationalen Welt führt kein Weg an multilateralen Abkommen vorbei. Zwingend wäre dabei eine Reform der Diskussionsforen sowie der UN. Die Ausweitung der G8 zur G20 darf dabei nur ein erster Schritt gewesen sein, und man muss kein Inder oder Brasilianer sein, um zu behaupten, dass der UN-Sicherheitsrat nicht die Realitäten des 21. Jahrhunderts abbildet. Auch hier liegt vor der Staatengemeinschaft noch ein weiter Weg, insbesondere für die Industrieländer. Verantwortlich zu handeln hieße für sie Macht abzugeben, Solidarität zu zeigen und Nachhaltigkeit nicht mehr nur zu predigen. Auf vielen Politikfeldern liegen die Erkenntnisse und Szenarien schon längst auf dem Tisch, konsequentes evidenzbasiertes Handeln aber lässt auf sich warten. Man denke nur an den Umweltschutz, der sich vom Debakel der Kopenhagener Klimakonferenz 2009 noch nicht erholt hat.

Umso lauter äußern viele Enttäuschte eine Kritik an den etablierten Entscheidungsprozessen. Sie seien zu schwerfällig und strukturell nicht in der Lage, langfristige Strategien zu implementieren, zumal wenn sie Opfer verlangen. Ihnen fehle zudem die umfassende und globale Perspektive, angesichts an den Rand gedrängter zivilgesellschaftlicher Gruppen und des weitgehenden Ausschlusses ganzer Weltregionen. Wenn aber die Soziologen Claus Leggewie und Harald Welzer recht haben und „das Ende der Welt, wie wir sie kannten" eine „kulturelle Revolution" braucht, also einen Wandel, in dem die einen verzichten und teilen lernen, damit die anderen teilhaben können, dann wird sie nur mit einem Mehr an Demokratie gelingen. ◘

info >
BTI und SGI

BTI: Der Transformationsindex der Bertelsmann Stiftung (BTI) analysiert und bewertet die Qualität von Demokratie, Marktwirtschaft und politischem Management in 129 Entwicklungs- und Transformationsländern. Detaillierte Gutachten von rund 250 Experten international führender Universitäten und Thinktanks sind die Grundlage für die Bewertung des Entwicklungsstandes und der Regierungsqualität.

Mehr unter: www.bti-project.de

KONTAKT: Dr. Hauke Hartmann, Sabine Donner
hauke.hartmann@bertelsmann-stiftung.de
sabine.donner@bertelsmann-stiftung.de

SGI: Welche Reformen müssen Regierungen einleiten, um die Zukunftsfähigkeit ihrer Gesellschaften zu sichern? Dieser Frage gehen die Sustainable Governance Indicators (SGI) mit Blick auf die 41 Mitgliedstaaten der OECD und EU nach. Aus einer Kombination der Analysen von über 100 internationalen Experten sowie quantitativ erhobener Daten messen die SGI die Fähigkeit dieser Länder, nachhaltig orientierte Strategien zu entwickeln und umzusetzen.

Mehr unter: www.sgi-network.de

KONTAKT: Dr. Daniel Schraad-Tischler
daniel.schraad-tischler@bertelsmann-stiftung.de

Umbruch der Medienwelt

Alle Artikel und Hintergründe

VERWANDTE THEMEN

Basel

Schweiz

ALLE THEMENSEITEN

MEHR IM INTERNET

"TagesWoche"

Storyboard

Wochendebatte

User

SPIEGEL ONLINE ist nicht verantwortlich für die Inhalte externer Internetseiten.

ANZEIGE

Schweizer Zeitung "Tageswoche"

Netz-Rebellen gegen Rechtspopulisten

Aus Basel berichtet Jens Poggenpohl

Weltweit sinken Zeitungsauflagen, in Basel gewinnt dagegen die neue "Tageswoche" Tausende Abonnenten. Bei dem Hybridmedium sind Papier und Netz gleich wichtig, finanziert wird das Experiment von einer Mäzenin, die so den Kampf gegen eine rechtspopulistische Medienmacht unterstützt.

Tweet 108 Empfehlen 222

Ungefähr so wie das "Unternehmen Mitte" in Basels Altstadt müssen sich die Propheten der Kreativwirtschaft das gedacht haben: ein Kaffeehaus ohne Konsumzwang, mit freiem W-Lan-Zugang, bevölkert von jungen Menschen mit Laptops, einigen Lesern, die in Zeitungen blättern, und vielen Kindern.

ANZEIGE

ANZEIGE

Hier, im ehemaligen Hauptsitz der Schweizerischen Volksbank, tummelt sich Basels digitale Bohème, in den oberen Etagen residieren unter anderem ein "Büro für Toleranzkultur" und die "Initiative für bedingungsloses Grundeinkommen". Doch das ist nicht alles. Während die mit gusseisernen Stäben verriegelte Tür vorne links mit der Aufschrift "Safes" an die Geschichte des Hauses erinnert, hat hinter der unverschlossenen Glastür hinten rechts vor zwei Monaten die Zukunft der Zeitung begonnen: die der "Tageswoche".

Die soll ein echtes Hybridmedium sein. Keine Tageszeitung mit angehängtem Magazin, kein Wochenblatt mit angehängtem Portal, sondern beides: eine Website, die permanent aktuell berichtet, und eine Wochenzeitung, die jeden Freitag auf 64 Seiten Hintergründe beleuchtet, Themen setzt, Debatten lanciert. Gleichberechtigt und verknüpft sollen die Kanäle arbeiten, was sich allein schon daran zeigt, dass jeder der 17 Redakteure auf Papier und online publiziert. In der gedruckten "Tageswoche" und auf der Website finden Leser ein grünes Dreieck, das signalisiert: Hier findet die Community statt - sei es durch abgedruckte Leserkommentare oder die Aufforderung, sich bei Debatten online einzumischen.

Knapp 3700 registrierte Online-User, etwa 9000 Abonnenten

Zugegeben, das ist noch keine Revolution, und Co-Chefredakteur Remo Leupin begründet das Modell denn auch mit einem nüchternen Blick auf den Medienwandel. "Schön gemachte Wochenblätter haben Zukunft, aber News auf Papier sind ein Auslaufmodell", sagt der 47-Jährige, der zuvor beim "Beobachter", ein Naturmagazin - eine Schweizer Institution - verantwortete und sich selbst "ein Kind der Gutenberg-

Welt" nennt. Kollege Urs Buess, 58, war lange Zeit Vizechefredakteur der "Basler Zeitung". Die beiden sind erfahrene Blattmacher, renommierte Journalisten - aber sicher keine Web-Pioniere.

Tatsächlich kann man sich die "Tageswoche", zumindest was die Printausgabe angeht, als eine regionale Variante des deutschen Wochenblatts "Freitag" vorstellen, mit dem man auch Artikel tauscht. In der "Tageswoche" symbolisieren das grüne Dreieck, der Redaktionssitz und die offene Glastür vor allem eine Haltung: Die Redaktion nimmt ihre Leser ernst - und die Leser sollen mitwirken.

Moderierte Online-Debatten mit Abstimmung

Manche der Ideen dazu funktionieren schon recht gut: die Wochendebatte zum Beispiel, ein Pro und Contra, das in der Printausgabe beginnt und online fortgesetzt wird. Die User kommentieren, die Diskutanten gehen darauf ein, schärfen ihre Argumente, es wird wieder kommentiert und schließlich abgestimmt. Anderes ist noch mehr Wunsch als Wirklichkeit: Wer den fünfstelligen Webcode aus der Printausgabe eintippt oder bei den frei zugänglichen Online-Artikeln auf den Button "Rückseite" klickt, findet bislang selten den versprochenen Mehrwert in Form von Hintergründen und externen Links. Und das "Storyboard", ein digitales schwarzes Brett, auf dem die Redakteure um Unterstützung bei Recherchen bitten sollen, ist zumeist leer.

Dennoch: Das Konzept kommt an. Am 28. Oktober erschien die Erstausgabe der "Tageswoche". Inzwischen haben sich gut 3700 User online registriert, knapp 9000 Abonnenten beziehen die Printausgabe, laut Verlag verkauft die "Tageswoche" am Kiosk zusätzlich etwa 5000 Exemplare. Das sind beachtliche Zahlen in einer Stadt wie Basel, mit gerade einmal 190.000 Einwohnern. "Das verkauft sich", versichert auch die Kioskfrau am Bahnhof, auf die "Tageswoche" angesprochen.

Aber warum ausgerechnet hier und wieso jetzt?

Rechtspopulist Blocher fördert ungewollt die Alternativ-Zeitung

Erklären lässt sich das Phänomen nur vor dem Hintergrund der ganz besonderen Basler Verhältnisse. Einerseits ist die Stadt traditionell Heimat von Banken und Pharma-Konzernen, andererseits war Basel immer schon grün, nicht nur der Farbe der Trambahnen wegen. Altes Geld und ein linksliberaler Geist vertrugen sich in dieser kleinen Welt am Rhein. Die Spezies des Wutbürgers war hier unbekannt, bis im Februar 2010 der Finanzier Tito Tettamanti die "Basler Zeitung" ("BaZ") übernahm und Gerüchte kursierten, der wahre Strippenzieher des undurchsichtigen Deals sei jemand anderer: der Rechtspopulist Christoph Blocher, Nationalrat und Vizepräsident der Schweizerischen Volkspartei (SVP).

Die Gerüchte verdichteten sich, als im August Markus Somm zum neuen "BaZ"-Chefredakteur ernannt wurde. Somm gilt als Gefolgsmann des stramm konservativen Roger Köppel, Chefredakteur der "Weltwoche". Am Tag, nachdem die "NZZ" enthüllt hatte, dass Blocher und seine Tochter ein umfassendes Beratungsmandat für die "BaZ" erhalten hatten, brach Unmut aus. Eine Bürgerinitiative mit dem an Dramatik kaum zu überbietenden Motto "Rettet Basel!" sammelte mehr als 16.000 Unterschriften gegen die neuen Eigentümer, und mehr als 9000 Bürger erklärten, sie würden eine Alternative zur "BaZ" kaufen.

ANZEIGE

Anzeige

Entdecke die Welt der Windows Phone Apps

Entwickle deine eigene App Story und zeige sie deinen Freunden. App jetzt deine Story! **mehr»**

Cloud Computing mit Microsoft Windows Azure:

Kostenlos 90 Tage eine kleine Windows Azure-Instanz mit einer 1 GB SQL Azure Datenbank testen. **mehr»**

powered by plista

Stiftung für Medienvielfalt stützt die "Tageswoche"

Dies rief Beatrice Oeri auf den Plan, eine milliardenschwere Erbin des Roche-Konzerns. Die von ihr gegründete Stiftung für Medienvielfalt sichert das Überleben der "Tageswoche" für die kommenden vier Jahre - eine ungewöhnlich langfristige Perspektive, vor allem aber ein Fall von echtem Mäzenatentum, wie die Chefredakteure beteuern. "Frau Oeri redet uns gar nicht rein", beteuert Urs Buess, und den Businessplan habe er "zuletzt im Frühjahr angeschaut". Verraten will man nur so viel: 15.000 bis 20.000 Abonnenten seien nötig, um eine schwarze Null zu erreichen, je nachdem wie sich die Werbeeinnahmen und die Erlöse für die bis Mitte 2012 geplante Tablet-Version entwickeln.

Doch eigentlich will man sich ungern an Zahlen messen lassen. "Wir wollen guten, kritischen Journalismus machen", sagt Remo Leupin. Und dazu gehört mehr als die Redaktion. Dani Winter jedenfalls, "der frechste Blogger Basels" (so urteilt die "NZZ"), der das Online-Konzept der "Tageswoche" mitentwickelt hat und als eine Art Animateur für den Austausch mit der Leserschaft fungiert, hat ein eigenes Kriterium des Erfolgs: "Die Qualität der Kommentare stimmt."

DIESEN ARTIKEL... Drucken | Senden | Feedback | Merken

Empfehlen 222 Empfehlungen. Registrieren, um die Empfehlungen deiner Freunde sehen zu können.

SPIEGEL ONLINE
24. Juli 2012, 15:45 Uhr

Bilanz der T-City

Schöner Strand, Glasfaser für alle

Von Jens Poggenpohl, Friedrichhafen

Was macht eigentlich die T-City? Arztvisiten am Bildschirm, E-Learning, intelligente Stromzähler - fünf Jahre lang hat die Telekom in Friedrichshafen Technologien für die "Smart City" erprobt. Das Fazit des weltweit einmaligen Projekts fällt zwiespältig aus.

Wer die Zauberformel der Stadtentwicklung sucht, wird bei Google fast vier Millionen Mal fündig. "Smart City" heißt das Schlagwort. Die Hoffnung: Mit Hilfe von Informations- und Kommunikationstechnologien soll in Städten alles besser werden, demografischer Wandel, Energiewende, Bürgerbeteiligung. Im Frühjahr hat Google selbst ein solches Projekt in Kansas City begonnen. Doch der weltweite Pionier auf diesem Gebiet ist die Deutsche Telekom. Im Februar 2007 hat der Konzern als Ort für sein Versuchslabor Friedrichshafen am Bodensee auserkoren.

Im August 2007 lief das Projekt "T-City" an. Nach fünf Jahren fällt das Fazit der Forscher der Universität Bonn auf den ersten Blick ernüchternd aus: 36 Prozent der Bürger glauben, "dass sich die Lebensqualität in Friedrichhafen zukünftig durch T-City verbessern wird" - exakt der gleiche Wert wie bei der ersten Umfrage 2008. Viel Geld für nichts also?

Millionen fürs Glasfaser-Netz

Schließlich hatte die Telekom allein in eine Breitband-Infrastruktur, in Glasfaser- und Mobilfunknetze einen zweistelligen Millionenbetrag investiert - sensationell für eine 60.000-Einwohner-Stadt am südlichen Zipfel der Republik. Das vollmundige Ziel der Public-Private-Partnership: "das tagliche Leben erleichtern und einen spurbaren Nutzen in allen Lebensbereichen schaffen".

Daran haperte es bei vielen der 31 Einzelprojekte. Doch es gibt auch Erfolgsgeschichten. Beispiel Medizin: Dass die Ärzte des Brustzentrums Bodensee für ihre Tumorkonferenzen nicht mehr wöchentlich zwischen Konstanz und Friedrichshafen hin- und her pendeln müssen, sondern an Bildschirmen Röntgenbilder diskutieren können, spart Zeit, die den Patienten zu Gute kommt. Gleiches gilt für die "mobile Visite", ein telemedizinisches System zur Versorgung chronisch Herzkranker.

Die Lernplattform floppt

Ein Fehlschlag mit Ansage war hingehen die interaktive Lernplattform Edunex: Die verantwortlichen Landespolitiker vertrauten wie die Lehrer lieber einer etablierten Open Source-Lösung. Dass im Projekt "Smart Metering" ein ganzer Stadtteil mit intelligenten Stromzählern ausgestattet wurde, war eine wegweisende Idee - doch solange die Stromkonzerne keine individuellen Tarife anbieten, bleiben die Einspareffekte bescheiden.

Genial einfach schien schließlich das Projekt "Kindergarten online", versprach es Eltern doch eine bequeme Kita-Anmeldung im Web und den Einrichtungen eine leichtere Planung. Doch abgesehen von technischen Problemen (im Selbstversuch klappte die Anmeldung nicht) zeigte sich hier, wie schwer es fällt, allen Akteuren der Smart City gerecht zu werden. Was bei einer Erzieherin als "tolle Hilfe" ankam, empfand die andere als "Kontrollinstrument".

Hinzu kamen Verunsicherung und lokale Besonderheiten. "Alle sollten alles anders machen", sagt Forscher Michael Lobeck. In der Praxis jedoch traf das Prinzip Open Innovation auf schwäbische Skepsis. Zudem ist Friedrichhafen dank des Autozulieferers ZF, des Motorenherstellers Tognum und EADS zwar eine Patenthochburg. Doch die Konzerne brauchten T-City nicht, und die Technikleidenschaft der Bevölkerung endet an den Werkstoren: tagsüber Weltklasse, abends provinziell - wieso auch nicht, angesichts von Wohlstand und Alpenpanorama? Ausgerechnet hier mehr Lebensqualität zu schaffen war ein kühnes Unterfangen. Wäre das Projekt vielleicht in Gelsenkirchen oder Cottbus anders aufgenommen worden?

Die Bürger wollen ihren Strand behalten

So bleibt als Lehre von T-City, abseits der Warnung vor übertriebenen Erwartungen, vor allem die Einsicht in die Paradoxien der unsichtbaren Helfer: Erst persönliche Kommunikation vor Ort sorgt dafür, dass technische Potenziale umgesetzt werden; Unternehmen müssen dem Kunden Produkte schmackhaft machen, die der Bürger erst wertschätzt, wenn er anderswo nicht die gleiche Infrastruktur vorfindet; und Politiker werden künftig Investitionen in Datenhighways verteidigen müssen, obwohl sich damit nicht so leicht Wahlen gewinnen lassen wie mit dem Versprechen auf neue Straßen.

Von daher ist es mehr als eine ironische Randnotiz, dass derzeit ein sichtbares Erbe von T-City am meisten diskutiert wird, das nur als PR-Gag gedacht war. Zum 200-Jährigen Stadtjubiläum 2011 hatte die Telekom der Stadt einen Strand an der Uferpromenade geschenkt - temporär, denn es gibt Verträge mit Pächtern. Für den Erhalt des Strands kämpft nun eine Facebook-Gruppe, die innerhalb eines Monats gut 4000 Fans gewonnen hat. Wie geht man mit diesem Protest um? "Die Stadt ist auf so etwas mental noch gar nicht vorbereitet", bekennt Oberbürgermeister Andreas Brand - ein erfreulich offenes Eingeständnis, wie weit der Weg zur Smart City noch ist.

URL:

http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/friedrichshafen-bilanz-der-t-city-a-845976.html

MEHR IM INTERNET

Die Abschlusspublikation der Forscher
http://www.jovis.de/index.php?idcatside=3655&lang=1
Das Google-Projekt
http://www.googleconnectskc.com/About/About-2.aspx
Facebook-Gruppe "Rettet unseren Stadtrand in Friedrichshafen"
http://www.facebook.com/groups/295523463875594/
Smart City
https://www.google.de/#hl=de&sclient=psy-ab&q="Smart+City"&oq="Smart+City
SPIEGEL ONLINE ist nicht verantwortlich
für die Inhalte externer Internetseiten.

© SPIEGEL ONLINE 2012
Alle Rechte vorbehalten
Vervielfältigung nur mit Genehmigung der SPIEGELnet GmbH

SINN STATT SICHERHEIT

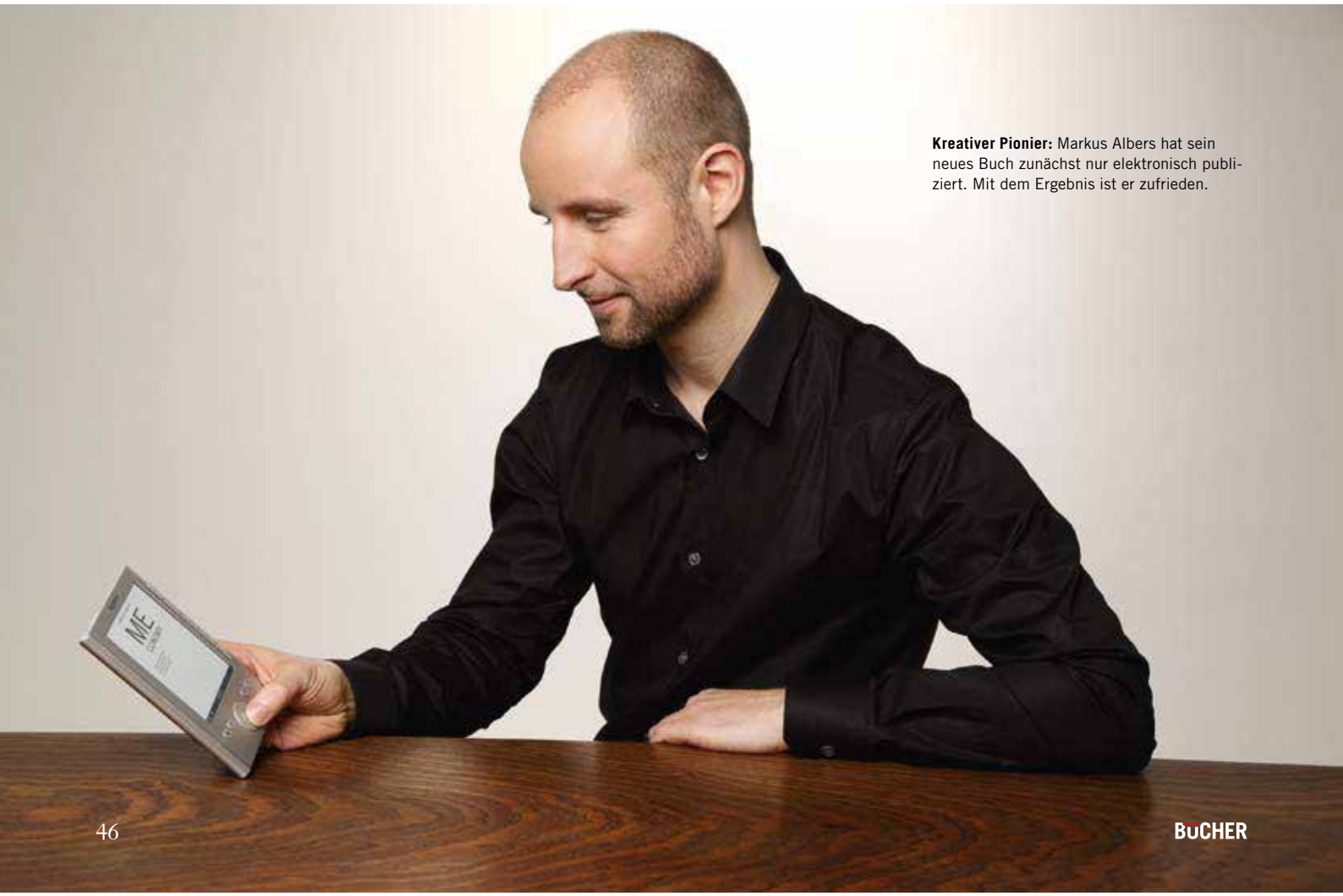
Ein Journalist veröffentlicht im elektronischen Selbstverlag, ein Philosoph wird Motorradmechaniker: Markus Albers und Matthew Crawford wählten sehr unterschiedliche Wege aus der alten Arbeitswelt. Aber sie stellen die gleiche Frage: Wie wollen wir leben?

VON JENS POGGENPOHL (TEXT)

Ein gutes Näschen kann man Markus Albers nicht absprechen: Als die Macher von „Vanity Fair“ noch davon träumten, das amerikanische Modell ließe sich mit ein paar hundert Millionen Euro nach Deutschland exportieren, kündigte er seinen Job als leitender Redakteur. Als ihn ein Kollege per SMS vom Ende des Magazins berichtete, schrieb er schon an einem Buch: „Meconomy: Wie wir in Zukunft leben und arbeiten werden – und warum wir uns jetzt neu erfinden müssen“. Und während die Branche über Zukunftsperspektiven diskutierte, veröffentlichte Albers sein Buch – passend zum Titel zunächst nur elektronisch: als PDF für den E-Reader von Sony.

Ende April – inzwischen war das Buch auch über Print-on-Demand erhältlich – sah Albers` Bilanz des Experiments so aus: etwas über 1 000 verkaufte Exemplare, der Großteil als PDF und Applikation für das iPhone. Nicht viel, mag man denken, aber er rechnet anders: Weil er sich traditionelle Vertriebswege sparte, sei er schon ab dem 200. Exemplar in der Gewinnzone.

„Meconomy“ wendet sich, wie schon Albers` Bestseller „Morgen komm ich später rein“, an alle Menschen, für die der US-Soziologe Richard Florida vor gut zehn Jahren den Begriff „Kreative Klasse“ erfand: Architekten, Designer, Werber, Programmierer ... Diese und andere kreativen Köpfe, so Floridas These, werden bald entscheidend dafür sein, ob eine Region oder ein Land innovativ ist – und damit erfolgreich. Zwei Zahlen belegen, dass dies kein reines Hirngespinst ist: Die 2010 meistgefragten Jobs waren 2004, gerade sechs Jahre zuvor, noch gar nicht



Kreativer Pionier: Markus Albers hat sein neues Buch zunächst nur elektronisch publiziert. Mit dem Ergebnis ist er zufrieden.

Handwerk als Glücksform: Philosoph Matthew Crawford in seiner eigenen Motorradwerkstatt im US-Bundesstaat Virginia.

tiert Matthew Crawford einen fiktiven Handwerksmeister im Gespräch mit seinem Lehrling. „Ich schraube, also bin ich" heißt das Werk des US-amerikanischen Philosophen – ein hochinteressantes Komplementärbuch zu „Meconomy".

Denn auch Crawford ist einer der Wissensarbeiter, von denen Albers erzählt. Nach seiner Promotion arbeitete er in einem „Think Tank". Heute lehrt er zwar an der University of Virginia, am liebsten aber ist er in seiner eigenen Motorradwerkstatt „Shockoe Moto" in Richmond. Für Crawford ist die „Kreative Klasse" eine „Hippie-Theorie", nach der gelte: „Kreativität ist das, was zutage tritt, wenn der Mensch von den Zwängen der Konvention befreit wird."

In der Denkfabrik, für die Crawford arbeitete, hieß das: Er schrieb Zusammenfassungen wissenschaftlicher Aufsätze, die er kaum gelesen und nicht verstanden hatte – weil das Management einen absurd hohen „Output"

Für Matthew Crawford ist die »Kreative Klasse« eine »Hippie-Theorie«. Dahinter stecke nichts als eine neue Form der Ausbeutung: Fließbandarbeit mit dem Kopf.

verlangte. Dies aber sei nichts anders als die Fortsetzung des Taylorismus mit anderen Mitteln: Arbeiten am Fließband – nur mit dem feinen Unterschied, dass Manager der „Kreativen Klasse" die ihre Angestellten in die vermeintliche Freiheit entlassen, im Fall des Scheiterns behaupten können, dies läge eben an der Unfähigkeit des Mitarbeiters.

Wahre Kreativität ist für ihn „ein Nebenprodukt jener Art von meisterlichem Können (…), das durch langjährige Übung erworben wird" – etwa die Fähigkeit, uralte Motorräder zu reparieren, für die es weder eine Bedienungsanleitung noch einen Ansprechpartner gibt. Crawford wettert gegen die Unkultur der Verantwortungslosigkeit,. Dagegen plädiert er für die „Einheit von Denken und Tun" und schwärmt „vom Glück, etwas mit den eigenen Händen zu schaffen". So ist sein Buch eine autobiografische Fortsetzung von Richard Sennetts „Handwerk" (BÜCHER 2/2008), das Crawford merkwürdigerweise nicht zitiert.

Trotz aller Differenzen: Es wäre schwer, zwischen dem Schrauber Crawford und dem Schreiber Albers ein Streitgespräch zu inszenieren. Zwar haben beide ganz unterschiedliche Wege aus der alten Arbeitswelt genommen. Aber beide stellen die Frage, die sich viel zu wenige trauen: Wie will ich eigentlich leben?

MARKUS ALBERS: MECONOMY: WIE WIR IN ZUKUNFT LEBEN UND ARBEITEN WERDEN – UND WARUM WIR UNS JETZT NEU ERFINDEN MÜSSEN
epubli, 212 Seiten, 16,90 €
Mehr unter: www.meconomy.de

MATTHEW CRAWFORD: ICH SCHRAUBE, ALSO BIN ICH
Ullstein, 302 Seiten, 16,95 €
übersetzt von Stephan Gebauer

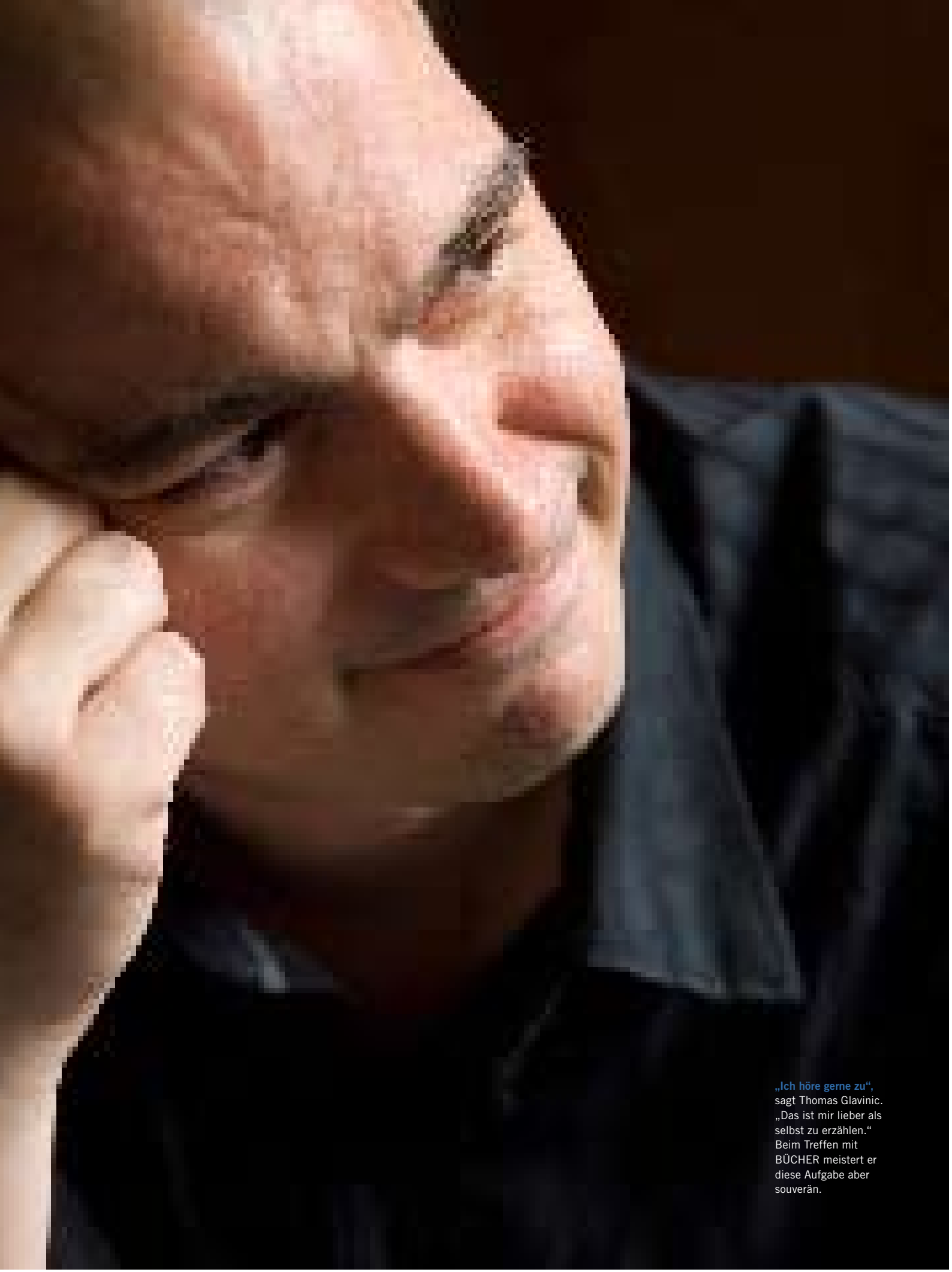
FOTO: ARIEL SKELLEY

GESICHTER & GESCHICHTEN

AUF TEUFEL KOMM RAUS

Thomas Glavinic liebt Experimente. Sein neuer Roman handelt von einem Autor namens Glavinic, dem Selbstzweifel und einem Freund namens Daniel Kehlmann. Und ist wahnsinnig komisch.

VON JENS POGGENPOHL (TEXT) UND SÜLEYMAN KAYAALP (FOTOS)



„Ich höre gerne zu“, sagt Thomas Glavinic. „Das ist mir lieber als selbst zu erzählen.“ Beim Treffen mit BÜCHER meistert er diese Aufgabe aber souverän.

Der Ich-Erzähler seines neuen Romans kann den Anblick seines Gesichts im Spiegel kaum ertragen. „Tendenziell ähnlich“ sei das bei ihm, sagt Thomas Glavinic. Die Fotos möchte er auf keinen Fall sehen.

Wo er ist, geht es nach unten. Und sei es nur einen Meter. Am Fenster des Café Amacord, gegenüber vom Naschmarkt, defilieren die Beine der Passanten vorbei. Ein Junitag in Wien, aber Thomas Glavinic sitzt lieber im Halbdunkel, fünf Treppenstufen unterhalb der Straße. Ansonsten besteht wenig Grund, sich um seinen Gesundheitszustand Sorgen zu machen.

Anderseits ist da dieses Buch. Es heißt „Das bin doch ich“, es ist von Thomas Glavinic und handelt von einem Schriftsteller namens – Thomas Glavinic. Dem mutet er einiges zu. Eine unvollständige Liste umfasst: Haarausfall, Flugangst, Blinddarmdurchbruch, Rippenbruch, Hodenkrebs, Alkoholismus, Paranoia und, als Summe, Vorahnungen des Todes. Das sieht nicht gut aus. „Das ist ein Roman“, erklärt Thomas Glavinic gut gelaunt.

Vielleicht nähert man sich diesem Roman am besten von der Körperoberfläche. Was man sieht, ist: Der echte Glavinic hat aus dem Haarausfall die Konsequenz einer Glatze gezogen. Was man weiß, ist: Auch der echte Glavinic ist Hypochonder – und entwickelt daraus wunderbare Slapstickszenen: Da muss seine Figur zum Zahnarzt, und während der Doktor im Mund seines panischen Patienten herumfuhrwerkt, kommt seine Gattin mehrmals herein. Eine Frau sei am Telefon, sie weine, sie behaupte, mit ihm, dem Doktor, in Paris gewesen zu sein – dabei sei er doch bei einem Kongress gewesen. Der Doktor schwitzt, er schreit – und macht weiter …

Slapstick und Verletzlichkeit

Doch all die Krankheiten und Missgeschicke sind Symptome der Verletzlichkeit. Die Romanfigur hat gerade die strapaziöse Arbeit an einen Roman namens „Die Arbeit der Nacht“ beendet und wartet: Wird der Lektor mich mögen? Wird die Welt mich lieben? Glavinic zeichnet die Sentimentalität des Schriftstellers mit viel (Selbst-) Ironie, der Ernst bleibt. „Es geht um das Ich und das, was von der Außenwelt eindringt“, erklärt Glavinic. Auf der Tischplatte beschreibt er einen Kreis fürs Ich, dann lässt er zwei Finger in den Kreis dringen. Die Finger führen nicht heraus. Im Kreis bleibt der Selbstzweifel. Den Anblick seines Gesichts kann der Ich-Erzähler kaum ertragen. „Tendenziell ähnlich“ sei das bei ihm, sagt Glavinic. Später will ihm der Fotograf einige Aufnahmen zeigen. „Bitte nicht. Sie dürften sonst keine Aufnahme mehr machen.“

„Der Ich-Erzähler“, doziert Thomas Glavinic weiter, „ ist in einem sehr labilen Zustand“, und diese Diagnose führt zum Kern des Romans. „Wer bin ich eigentlich? Was ist das eigentlich: ein Ich? Und wer ist das, der da schreibt, der da redet?“ Ich ist ein anderer – diesem verstaubten Motto der Moderne haucht Glavinic unverhofft Leben ein. Und dann sind da noch die anderen, ein gewisser Daniel Kehlmann zum Beispiel. Der hat gerade ein

»Wer bin ich eigentlich? Und wer ist das, der da schreibt, der da redet?«

THOMAS GLAVINIC

Buch namens „Die Vermessung der Welt“ veröffentlicht, und eines der Leitmotive in „Das bin doch ich“ sind die SMS, in denen Kehlmann Glavinic über die Verkaufszahlen informiert: Es beginnt bei 20.000, am Ende stehen 760.000 Exemplare und eine Einladung bei Angela Merkel, während Glavinic selbst von Leuten aus dem Kunstbetrieb als „Glawenetsch“ angeredet wird. Zu allem Überfluss stellt die Mutter des Romanhelden eine Frage, wie sie nur eine Mutter stellen kann: „WANN SCHREIBST DENN DU MAL SO WAS?“ (Inzwischen hat Kehlmann die Millionengrenze passiert, „Die Arbeit der Nacht“ verkaufte sich gut 40.000 Mal.)

Merkwürdig ist, dass der Ich-Erzähler sich nie fragt, ob dieser Kehlmann eine sadistische Ader haben könnte, von Neid zu schweigen. „Die Frage stellt sich nicht“, findet Glavinic. „Die beiden waren einmal gleich unberühmt, und dass auf einmal der eine zu Hause sitzt und darauf wartet, dass irgendwas passiert, und der andere berühmt wird – das ist für den Ich-Erzähler viel schwieriger. Aber nicht aus Neid, sondern, weil er jemanden, den er fest an seiner Seite wähnte, verloren hat.“ Im realen Leben nutzte Kehlmann seine Popularität, um im „Spiegel“ einen klugen, hymnischen Essay über „Die Arbeit der Nacht“ zu schreiben. Dass die beiden Freunde sich im Roman ein einziges Mal treffen, ist näher an der Wirklichkeit. Glavinic‘ Handyrechnung beträgt 300 bis 400 Euro im Monat. „Ich bin wahrscheinlich ein sozial reduzierter Mensch“ – spätestens seit der Arbeit an „Die Arbeit der Nacht“.

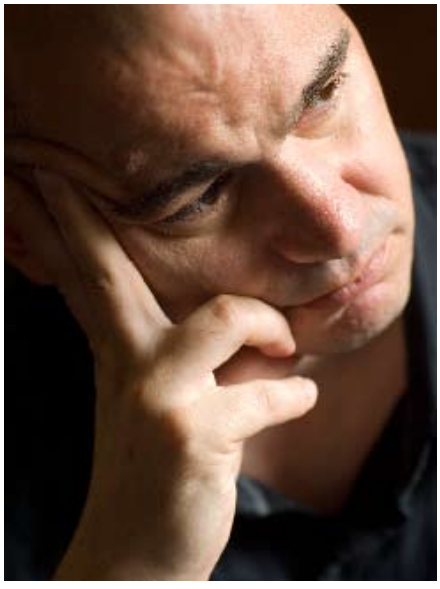
Glavinic hatte eine schwarze Fantasie über die absolute Einsamkeit erdacht: Jonas, die Hauptfigur, läuft durch ein menschenleeres Wien. Niemand mehr da – als hätte David Lynch bei Beckett ein Drehbuch bestellt. „Ich hatte bei der Arbeit ein dauerndes Beklemmungsgefühl, musste mich ständig umschauen, als ob jemand hinter mir wäre – selbst wenn ich allein war.“ Manchmal hielt er sich und seine Gespenster nicht mehr aus und „kippte eine Flasche Wein runter“.

Schreiben ist für ihn ein Lockruf der Dämonen

In fast allen der 23 Kapitel von „Das bin doch ich“ ist der Ich-Erzähler entweder verkatert oder dabei, zu viel zu trinken. Aber so charmant ist eine drohende Verwahrlosung selten dargestellt worden. In der Haut dieses Erzählers möchte man nicht stecken, aber man möchte sein Begleiter sein, ihn belächeln und bedauern. Um seine absurden Tagträume beneidet man ihn sogar. „Sie würden mich um meine Träume nicht beneiden“, sagt der reale Glavinic, „ich habe in fünf Nächten der Woche Albträume. Mein Leben ist immer noch dunkel – was nicht heißt, dass ich nicht in der Lage wäre, darüber heiter zu schreiben.“

„Das bin doch ich“ ist mehr als ein heiteres Nebenwerk – allein schon, weil Glavinic‘ Komik am Abgrund belanciert. Als im Skiurlaub der Lift 40 Meter über dem Boden stoppt und bedrohlich baumelt, entfährt es dem Ich-Erzähler: „Typisch. Wo ich bin, da geht es am tiefsten hinunter.“ An einer anderen Stelle heißt es lakonisch: „Es ist das Schreiben, was mich zusammenhält.“ Doch Schreiben ist für Glavinic weder Ventil noch Therapie. Es ist ein Lockruf der Dämonen. Das Motto des Romans ist Shakespeares „Sturm“ entliehen: „Die Hölle ist leer/ Und alle Teufel sind hier.“ Man ahnt, wie Glavinic zu seinen Stoffen kommt – oder die Stoffe zu ihm. „Es mag kokett klingen“, sagt er, „aber mir ist erst vor einem Monat klar geworden, dass ich auch nur über mich schreibe.“

Es ist nicht mehr so kokett, wenn man Glavinic' Arbeit verfolgt. Er ist 35 Jahre alt, sechs Romane hat er geschrieben, und hält man sie nebeneinander, hat man Zweifel, ein und derselben Person gegenüberzusitzen: Sein Debüt „Carl Haffners Liebe zum Unentschieden“ ist ein zärtliche Erinnerung an einen verhinderten Schachweltmeister, der ebenso genial wie willensschwach ist; es folgten „Susi“, ein Schelmenroman aus seiner steiermärkischen Heimat, „Wie man leben soll“, ein Anti-Ratgeber aus der Perspektive eines Jugendlichen, und „Der Kameramörder“, ein Krimi, der seinen Sog aus dem Kontrast eines brutalen Kindsmordes und der bürokratisch-peniblen Sprache entfaltet. Das wirkt so, als interessiere sich Glavinic eher für Formen als für Inhalte. „Aber all meine Figuren sind mögliche oder abgelegte Ichs“ – auch der Mörder.

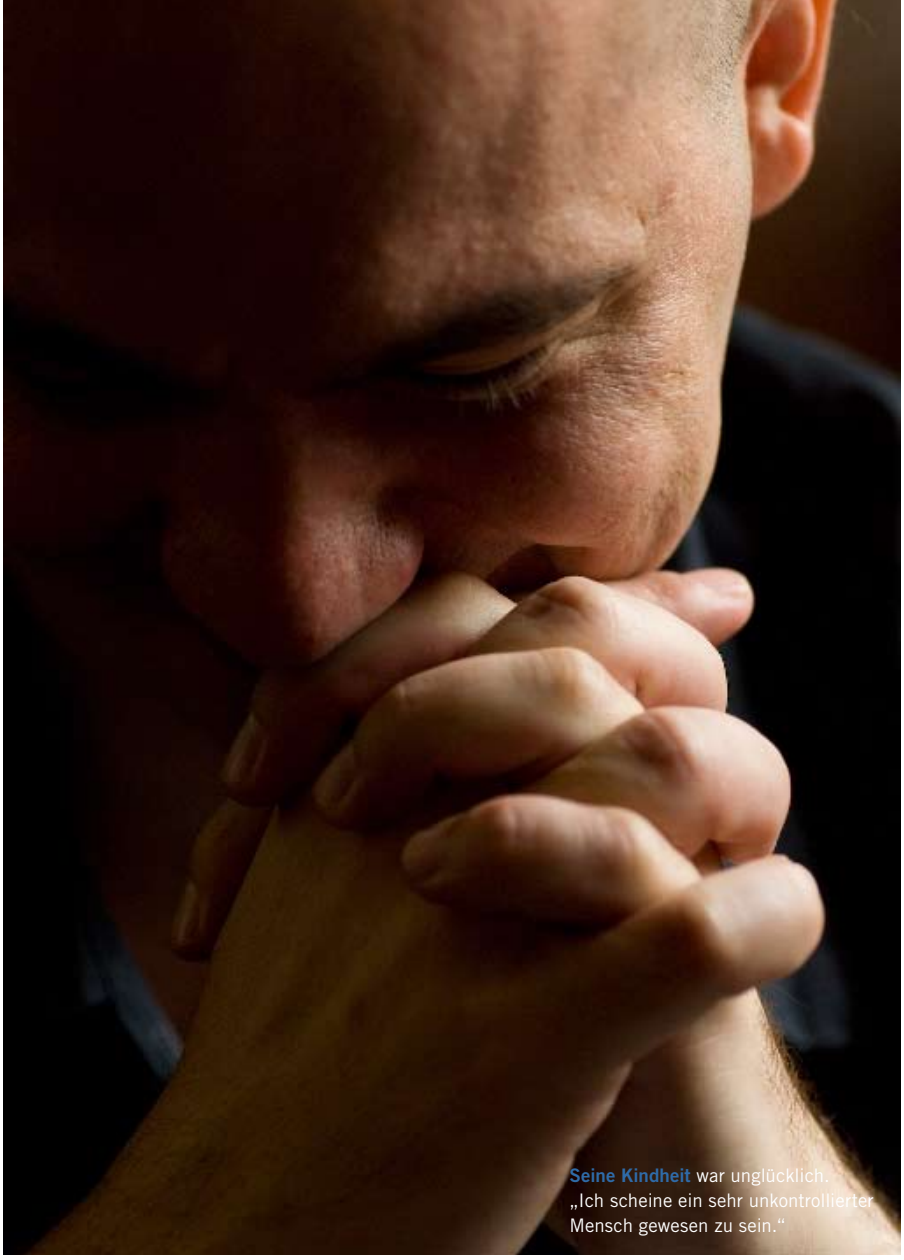


„Jeder Roman“, sagt Thomas Glavinic, „hat aufs Neue zu verhandeln, was ein Mensch sein kann.“

Ein Einzelner aus Prinzip

„Abgelegt“ ist die Figur des Schachspielers. Bis er 15 war, spielte Glavinic fünf Stunden täglich, war Nummer zwei der österreichischen Jugendrangliste. „Schach war ein Überlebenswerkzeug. Ich hatte keine allzu glückliche Zeit, und Schach war eine Welt, in die ich hineinkonnte. Es war Flucht.“ Wovor? Glavinic gibt bloß eine Episode preis: Er war 13, als er in seinem Gymnasium eine Klotür aus den Angeln hob und aus dem dritten Stock auf die Straße warf. Er weiß nicht mehr, wieso, sagt er, „aber ich scheine ein sehr unkontrollierter Mensch gewesen zu sein“.

Später erzählt Glavinic, dass er nicht möchte, dass sein Sohn Schriftsteller wird. „Ich fürchte, dass er nicht gut sein würde. Gut wird man nur durch Biss. Er wächst viel zu behütet auf.“ Sein Sohn ist dreieinhalb. Wenn dessen Kindheit zu gut ist, um ein guter Autor zu werden – war seine dann schlecht genug? Er mag nicht darüber reden, er glaubt ohnehin nicht, dass man Menschen erklären kann – nicht einmal sich selbst. „Niemand kennt sich wirklich.“ Annähern, ja, das geht. Auch sein Roman verbirgt so viel, wie er enthüllt.



Seine Kindheit war unglücklich. „Ich scheine ein sehr unkontrollierter Mensch gewesen zu sein.“

Vor dem Café kneift Thomas Glavinic die Augen zusammen. Die Helligkeit ist ungewohnt: „Ich bin kein Naturfreund.“ Es geht auf den Naschmarkt, er wohnt ein paar Minuten von hier. „Kommt Ihnen das bekannt vor?“, fragt er und zeigt auf das „Indian Pavillon“, das Stammrestaurant des Ich-Erzählers. „Es hat neun Plätze“, sagt Glavinic, es klingt, als wären zehn schon zuviel. So unkontrolliert er als Kind war, so wichtig ist Kontrolle ihm jetzt. Massen machen ihm Angst. Ins Kino geht er nicht und nicht ins Hallenbad, ins Theater fast nie. Zum Gespräch kam er in wippendem Gang, aus den Stöpseln seines iPod kam Musik von „Coldplay“– aber Glavinic ist alles andere als ein Popliterat. Er ist weder cool noch konservativ, weder links noch rechts. Thomas Glavinic ist ein Einzelner aus Prinzip.

Am Karlsplatz endet das Gespräch. Glavinic trifft zufällig einen Bekannten – Küsschen links, Küsschen rechts. Dann setzt er sich an den Teich, hinter ihm plantscht ein Junge. „Im Roman würde der Junge den Mann jetzt nass spritzen“, sagt Glavinic. Der echte Junge ist vorsichtig, und Thomas Glavinic erzählt von seinem nächsten Urlaub an der kroatischen Adriaküste, dort, wo das Wasser besonders klar ist. Dort schwimmt er, jeden Tag. Sein Sohn ist zu klein, seine Frau mag nicht. Er schwimmt allein.

THOMAS GLAVINIC: DAS BIN DOCH ICH, HANSER, 240 SEITEN, 19,90 €, ERSCHEINT AM 25. AUGUST

5 ROMANE ZU GEWINNEN

Bücher verlost fünf Exemplare von Thomas Glavinics neuem Roman „Das bin doch ich“. Wenn Sie gewinnen wollen, schreiben Sie eine Postkarte mit dem Stichwort „Ich“ an die VVA Kommunikation GmbH, Redaktion BÜCHER, Theodor-Althoff-Straße 39, 45133 Essen. Oder eine E-Mail an: leser@buecher-magazin.de. Einsendeschluss ist der 30. September 2007.

Zuhause in der Tiefkühltruhe

Verschollen oder angekommen? Das ist die Frage auf der weltgrößten Insel Grönland, dem Eisklotz im Nordatlantik.

VON JENS POGGENPOHL

Mit leuchtenden Farben gegen die weiße Ödnis: Holzhäuser in Ilulissat, zentraler Ort für Grönland- Touristen.

BILD: HEINRICH KRISCHER

Ein Unfall mit dem Hundeschlitten ist ebenso laut wie selten. Genug Platz zum Ausweichen gibt es in Grönland ja eigentlich immer: links 500 Meter Schnee, rechts 500 Meter Schnee in unserem Fall. Und der entgegen kommende Schlitten war eine Minute vorher zu sehen. Aber Frederik, mein Fahrer, hatte es ja vorgezogen, sich noch eine Zigarette zu drehen und sich dabei so lässig auf seinen Schlitten zu legen, dass er aussah wie ein Badeurlauber am Pool. Als es fast zu spät war, hatte er mit kehliger Stimme „iu iu“ und „ili ili“ und wieder „iu iu“ gebrüllt. Links, rechts, links – da kommt selbst ein geübter Schlittenhund ins Schleudern. Und rumms. Jetzt jaulen 20 Hunde um die Wette, heillos zerknäult. Vor dem Unfall hatte Frederik seinem einzigem Passagier noch die Peitsche in die Hand gedrückt. Und da sitze ich nun, mit Rentierfellhose und -jacke. Eine Galionsfigur des Scheiterns, verschollen im „Knochenbrecher-Tal“ nahe der Stadt Sisimiut, knapp oberhalb des Polarkreises. Na wunderbar. Aber selbst schuld. Wer denkt schon an Grönland, wenn er Urlaub will?

Grönland ist weit weg, in jeder Beziehung: ein riesiger Eisklotz im Nordatlantik, mit knapp 60 000 Menschen darauf. Wäre Deutschland so dünn besiedelt, das Land hätte keine 10 000 Einwohner. Noch Ende April ist mit zweistelligen Minusgraden zu rechnen. Wie weit weg die größte Insel der Welt ist, verrät der Wegweiser am Flughafen in Kangerlussuaq. Fast jeder, der nach Grönland kommt, landet hier, und ungefähr jeder fotografiert das Schild mit den Entfernungsangaben: Nordpol 3:15 Flugstunden, Kopenhagen 4:15, Tokio 10:05 – als ob man es sonst nicht glauben könnte. Verständlich. Kangerlussuaq wirkt wie die Kulisse eines Agentenfilms, nur ohne Glamour: Das Flughafen-Gebäude ist ein besserer Bretterverhau mit flachen Decken und einem braunen Holzzaun davor. Abseits davon nur weitere Containerbauten vor felsigen Hügeln.

Minus 14 Grad zeigt das Thermometer an Bord. Das Robbenfell wärmt beim Blick auf Eiswasserglasuren.

Die Amerikaner haben sich diesen Platz ausgesucht. Als Dänemark im Zweiten Weltkrieg von Deutschland besetzt worden war, hatten die USA die Verteidigung der dänischen Kolonie Grönland übernommen. Für den Zwischenstopp auf dem Weg von Nordamerika nach Europa brauchte man einen Flughafen. Die US-Armee entschied sich für Kangerlussuaq, weil der Ort 170 Kilometer im Landesinneren liegt, am Ende eines Fjords, und das Klima deshalb stabil ist. 1992 zogen die Amerikaner ab. Danach hat man die meisten schmutzig-weißen Häuser farbig angestrichen. Im blauen Haus verbirgt sich ein „Entertainment Center“, mit Bowling Bahn und Schwimmhalle. Ab und zu werfen Hercules-Transportmaschinen Schatten auf die Landebahn. Sie bringen Wissenschaftler, die Expeditionen ins Inlandseis unternehmen, das 85 Prozent der Fläche Grönlands bedeckt.

Kangerlussuaq ist der perfekte Ort, um an- und gleich wegzukommen. Tommy, 44, ist geblieben, aber er sieht nicht aus, als sei er am Ende des langen Fjords gestrandet. Seine blauen Augen blitzen aus dem rundlichen Gesicht, wenn er erzählt, wie es ihn hierher verschlagen hat. „Ich habe hier die ganzen glücklichen Leute gesehen, nie jemanden traurig. Und ich wollte raus dem Stress.“ Der Stress, das war die Arbeit als Softwareentwickler in Dänemark, zu den glücklichen Leuten zählten seine Eltern. Sein Vater arbeitete bei einer Zeitung, die Mutter im einzigen Hotel. Tommy verbrachte hier seine Sommer. Als er ihnen erzählte, dass er seinen Job schmeißen wollte, vereinbarten seine Eltern für ihn Bewerbungsgespräche. Jetzt bezeichnet sich Tommy als „Bartender, Kellner, Entertainer“. Was ist so faszinierend daran, in einem 400-Einwohner-Nest zu leben, umgeben von Wasser, Eis und Fels? „Wenn du ein paar Kilometer hinaus fährst, bist du so klein.“ Zwischen Daumen und Zeigefinger lässt Tommy nur einen Schlitz. „In so viel Natur.“ Dazu breitet er seine kräftigen Arme aus. Die Standardantwort, aber Tommy klingt überzeugend.

Auf Safari zu glücklichen Ochsen

Manchmal nimmt Tommy Touristen mit: zum Fischen, zum Wandern oder zur Moschusochsen-Safari. Dann setzt man sich in ein Ungetüm von Unimog und rumpelt die Schotterpiste entlang durchs Tal. Eine verlorene Tanne erinnert an den Versuch, hier Weihnachtsbäume anzupflanzen. Und die Fahne, die im Wind klirrt, gehört zum nördlichsten Golfplatz der Welt. Im Sommer wird Kunstrasen über die von kleinen Kratern durchzogene Ebene verlegt. „Grönländer sind gute Bunkerspieler“, witzelt Tommy. Seine Augen blitzen wieder, dann warnt ein Schild: „Keep out!“, und Tommy hält Ausschau nach den Moschusochsen.

Dem ungeübten Auge entgehen sie leicht – nicht nur wegen ihres braunen, zotteligen Fells, das weiche Wolle gibt. Sie bewegen sich auch ungefähr so viel wie die Hügel, auf denen sie grasen. Nur im Sommer zur Paarungszeit wird es laut im Tal, wenn die Männchen mit ihren langen Hörnern gegeneinander rasseln. Ob die Moschusochsen den Parfum-Duftstoff geben? Tommy tut so, als hätte er die Frage noch nie gehört. Er ruft die Biologin vor Ort an. Nein, haben sie nicht, und Ochsen sind es auch nicht. Sondern Ziegenartige. Die vier Männchen, 50 Meter entfernt, sehen aus wie überdimensionierte Meerschweinchen. Die Moschusochsen sind importiert, doch sie mögen die Gegend. Zwischen 1962 und 1965 wurden 27 Tiere aus dem Nordosten angesiedelt. Jetzt leben hier 10 000. Während der jüngsten Jagdsaison wurden 2000 getötet. „Es hätten mehr sein sollen“, sagt Tommy. Ginge es nach ihm, würden dafür mehr Touristen kommen, die länger als bis zum Weiterflug bleiben.

500 Betten bieten das Hotel und die Jugendherberge, „Wir könnten 5000 Touristen mehr haben, aber Air Greenland bietet nicht mehr Plätze an“, sagt Tommy. Die Fluglinie ist Monopolist, das Flugzeug das wichtigste Verkehrsmittel zwischen den Städten. Entsprechend gesalzen sind die Preise: Für den 45-Minuten-Flug nach Ilulissat an der Westküste etwa zahlt ein Erwachsener knapp 200 Euro – mindestens. Aber bevor Tommy sich aufregt, erzählt er lieber von den Japanern und dem Polarlicht: Zwischen November und Januar, wenn die Tage höchstens vier Stunden dauern und das Polarlicht fast immer zu sehen ist, dann kommen sie. „Wir trinken Kaffee und schauen ab und zu in den Himmel, aber die Japaner sitzen hier zwei, drei Stunden und meditieren.“ Und auserdem, sagt Tommy, glaubten die Japaner, dass während des Polarlichts mehr Jungen gezeugt würden.

Die meisten der 30 000 Touristen, die Grönland jährlich besuchen, kommen aus anderen Gründen. Deshalb ist Ilulissat, die Stadt, die ihren Namen den Eisbergen verdankt, auch die Metropole des grönländischen Tourismus – wenn ein Küstenort mit 5000 Einwohnern diesen Namen denn verdient. Von Eisbergen hat Elke Meissner geträumt, seit ihre Grundschullehrerin ihr 1953 in Keitum auf Sylt Fotos zeigte. „Da hat es bei mir klick gemacht.“ In den 70ern warb sie für Grönland. Am besten klappte das bei ihrem Mann Dieter. Der hatte einen gut bezahlten Job als Prokurist, trotzdem beschloss das Ehepaar 1977, ihre drei Kubikmeter Hab und Gut in einen Container zu frachten und ein neues Leben zu beginnen. „Die erste Zeit war hart, ich suchte mir irgendeinen Job, mein Mann fischte“, erzählt sie auf der Fahrt im Bulli durch die Stadt. „Drei Jahre haben wir ohne fließend Wasser und Heizung gelebt. Das hat die Leute beeindruckt.“

Heute vermieten die Meissners Ferienwohnungen, und im Stadtzentrum unterhält Elke ein Touristenbüro. Davor prunkt ein metergroßes Schild mit dem Bundesadler. Elke ist „Honorarkonsulin der Bundesrepublik Deutschland“, kümmert sich um Passangelegenheiten und um Deutsche, die in Not geraten sind. Elke ist 64, sie sieht jünger aus und ihre Augenfarbe kann man nicht anders als polarblau nennen. Verschollen oder angekommen? Die Frage stellt sich ihr längst nicht mehr. „Ich bin hier zu Hause“, sagt sie, der Stadtrand ist erreicht, die Fahrt zu Ende. „Von hier aus zu Fuß“, ruft Elke, dann stapft sie durch den harten, knirschenden Schnee voran.

Während der Mitternachtssonne, wenn die Sonne zwischen Mitte Mai und Mitte Juni nicht untergeht und es fast 20 Grad warm wird, machen sich bis zu 1500 Kreuzfahrtpassagiere täglich auf Landgang zum Weltkulturerbe. Hinter uns heulen die Schlittenhunde, die außerhalb der Stadt an Stahlketten ihre schmalen Kreise ziehen und auf ihren nächsten Einsatz warten. Links liegt der Friedhof mit seinen angestrichenen Holzkreuzen. In Grönland ist sogar der Tod weiß. Auf dem Hügel öffnet sich endlich der Blick auf die Mündung des Kangia-Fjords. Vom Flugzeug aus hatte es ausgesehen, als ob jemand Papierschnipsel auf eine blaue Leinwand hätte rieseln lassen.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

BILD: HEINRICH KRISCHER

Was ist so faszinierend daran, in einem 400-Einwohner-Nest zu leben – umgeben von Eis, Wasser und Fels? „Du bist so klein – in so viel Natur“, sagt Tommy, der hier sein Glück fand.

DER BESONDERE TIPP

Schon vom Restaurant des „Hotel Arctic“ in Ilulissat hat man einen großartigen Blick auf die Bucht und die Eisberge. Der Clou des Vier-Sterne-Hotels befindet sich aber 150 Meter näher am Wasser. Über einen Steg erreicht man fünf Iglus. Die sind zwar nicht aus Eis, sondern aus Aluminium, bieten ansonsten aber alles, was es braucht, um in aller Stille die Aussicht zu genießen: zwei Betten, einen Herd mit Kochplatten, ein Bad und einen Kühlschrank. Voll beheizt sind die Iglus auch. Ein schöner Ort, um Eisberge und Wale zu zählen – die kommen nämlich im Sommer in der Bucht vorbei. Eine Nacht (zwischen Mai und September) kostet 210 Euro. Informationen unter Tel. 0 02 99/94 41 53, Internet: www.hotel-arctic.gl.

REISEMARKT

Günstig nach Dover

Fahrten mit den „P&O“-Fähren von Calais (Frankreich) nach Dover (Großbritannien) und zurück, sind für Frühbucher jetzt günstiger. Wie das Unternehmen mitteilt, gibt es ein Kontingent an Karten, die bei der Buchung von Hin- und Rückfahrt pro Strecke 49 Euro kosten. Für den Preis dürfen bis zu neun Personen und ein Auto übersetzen. Die Passage zwischen Calais und Dover dauert 75 Minuten und ist damit die kürzeste Fährverbindung nach Großbritannien. „P&O“-Fähren fahren bis zu 25 Mal am Tag in jede Richtung. Buchbar ist die Fahrt unter Tel. 0180/5 00 94 37 (12 Cent pro Minute), im Reisebüro und über das Internet: www.poferries.com. JOW

Bei Heidi alles inklusive

Das Heidiland unweit von Zürich und dem Bodensee wirbt mit einer neuen Karte: Für umgerechnet 30 Euro kann man, ab einem Aufenthalt von zwei Nächten, mit der „Heidiland Card“ nicht nur alle Bergbahnen der Region nutzen, inklusive sind auch öffentliche Verkehrsmittel und der Eintritt in verschiedene Bäder. Zur Einführung erhalten Gäste zudem einen 20-Prozent-Rabatt für Tickets des Musicals „Heidi“. Weitere Informationen unter Tel. 00 41/81 710 08 20, Internet www.heidiland.com. POG

Österreichs Klostergärten

„Weise gehen in den Garten“ – findet der Verein „Klösterreich“. Der Verein hat eine Broschüre veröffentlicht, in der Österreichs älteste und schönste Klostergärten vorstellt werden. Viele dieser Gärten sind erst jetzt für Touristen geöffnet worden. Den „Themenweg Garten“ erhält man gratis unter Tel. 00 43/2735/55350, Internet: www.kloesterreich.at. POG

Neuer Ruhrtal-Radweg

Um das Image des Ruhrgebiets in Sachen Umwelt steht es nach wie vor nicht zum Besten. Eine gute Gelegenheit, Vorurteile zu überprüfen, bietet der neue Ruhrtal-Radweg: Von der Quelle in Winterberg bis nach Duisburg, wo die Ruhr in den Rhein mündet, verläuft die Route. 220 Kilometer ist sie lang, im Sauerland führt sie meist durch Wald, im Ruhrgebiet zur Hälfte direkt am Wasser entlang – und vorbei an einer kontrastreichen Landschaft. Informationen und eine kostenlose Broschüre gibt es unter Tel. 01805/181630, Internet: www.ruhrtal-radweg.de. POG

Sonderzug auf Seidenstraße

Seit den Zeiten Marco Polos gelten Reisen auf der Seidenstraße als beschwerliches Abenteuer. Nicht zu Unrecht. Abhilfe verspricht jetzt „Lernidee Erlebnisreisen“. Der Berliner Veranstalter bietet zwei komfortable Orientreisen im Sonderzug an: Die „Sonderzugreise Registan“ führt durch Usbekistan, Kasachstan und Turkmenistan. Dabei stehen unter anderem sechs Weltkulturerbe-Stätten der UNESCO auf dem Programm. Die Reise findet vom 10. bis 22. September bzw. vom 15. bis 27. Oktober statt und kostet ab 2550 Euro pro Person. Die „Sonderzugreise Jadekaiser“ führt auf der chinesischen Seidenstraße in 19 Tagen von Schanghai bis nach Peking. Die Reise beginnt am 7. September und kostet ab 3830 Euro pro Person. Wer mag, kann gegen Aufpreis einen viertägigen Aufenthalt in Peking oder eine sechstägige Fahrt auf dem Yangste anschließen. Mehr Informationen unter Tel. 0 30 / 786 00 00, Internet: www.lernidee.de. POG

SERVICE GRÖNLAND

Beste Reisezeit: Die meisten Urlauber wählen die Sommermonate Juni bis August, wenn oberhalb des Polarkreises die Mitternachtssonne scheint. Wer Hundeschlitten fahren will, sollte zwischen März und Mai kommen. Von Mitte November bis Ende Januar ist nördlich des Polarkreises das Polarlicht zu sehen.

Einreise: Für einen Aufenthalt bis zu drei Monaten genügt der Personalausweis. Wichtig: Zollrechtlich gilt Grönland als Nicht-EU-Land.

Anreise: Lufthansa und SAS fliegen mehrmals täglich von Frankfurt a.M. nach Kopenhagen. Von dort aus fliegt Air Greenland vier bis sieben Mal pro Woche nach Kangerlussuaq. Ein Hin- und Rückflugticket von Kopenhagen ist ab etwa 720 Euro zu haben. Reisende über 60 Jahren fliegen mit dem „Green Ticket“ für die Hälfte (Nachweis erforderlich). Auskunft und Buchung unter Tel. 0 02 99 / 34 34 34, Internet: www.airgreenland.gl.

Unterkunft: Das Drei-Sterne-Hotel Kangerlussuaq direkt am Flughafen bietet 165 Zimmer. Die Übernachtung kostet 90 Euro (Einzelzimmer) bzw. 110 (Doppelzimmer). Buchung unter Tel. 0 02 99 / 84 11 80, E-Mail kangbook@glv.gl. Im „Hotel Arctic“ in Ilulissat kosten Einzelzimmer im Vier-Sterne-Haus ab 150 Euro, Doppelzimmer ab 190 Euro pro Nacht. Informationen unter Tel. 0 02 99 / 94 41 53, Internet: www.hotel-arctic.gl. Die komfortabelste Unterkunft in Sisimiut bietet das gleichnamige Drei-Sterne-Hotel. Eine Nacht inkl. Frühstück ist ab 120 Euro (Doppelzimmer: 170 Euro) zu haben. Auskunft unter Tel. 0 02 99 / 86 48 40, Internet: www.hotelsisimiut.gl. Wer günstiger unterkommen, aber nicht gleich zelten will, übernachtet in den Städten am besten in Seemannsheimen. Noch weniger kosten Übernachtungen in den in der Regel gut ausgestatteten Jugendherbergen. Auskunft geben die örtlichen Tourist-Informationen (siehe unten).

Essen und Trinken: Fleisch- und Fischfans bietet Grönland alles, was schmeckt: von Dorsch, Krabben, Heilbutt über Wal in allen Variationen bis hin zu zartem Rentier. Vegetarier müssen sich auf Tiefkühlgemüse einstellen oder mit Pasta Vorlieb nehmen.

Veranstalter: Norden Tours bietet zwischen Juni und August an neun verschiedenen Terminen die „Expedition Diskobucht“ an der Westküste an. Die neuntägige Schiffsreise ist ab 2775 Euro pro Person zu buchen. In den äußersten Norden führt ab 4745 Euro die „Expedition Thule“ vom 17.8. bis zum 1.9. bzw. vom 30.8. bis zum 15.9.2006. Beide Reisen zu buchen unter Tel. 0 40 / 37 70 22 70, Internet: www.norden-tours.de. An Land geht es zwischen Juni und August mit Dertour gen Westen oder Süden. Die Acht-Tage-Reise nach Westgrönland ist ab 1979 Euro zu haben, die Tour in den Süden kostet ab 1849 Euro. Info und Buchung unter Tel. 01805/33 76 66, Internet: www.dertour.de. Wer gut zu Fuß ist, kann über Studiosus zwischen Juli und August an einer elftägigen Wanderung durch Westgrönland teilnehmen. Ab 4995 Euro geht es rund um die Disko-Bucht. Beratung und Buchung unter Tel. 0 08 00 / 24 02 24 02, Internet: www.studiosus.de. Anglerreisen zu den Flüssen und auf hoher See bietet Vögler zwischen Mai und September ab 2499 Euro pro Person an. Mehr unter Tel. 0 40 / 7 36 05 70, Internet: www.angelreisen.de. Kodiak Reisen wirbt mit einem viertägigen Hundeschlittenabenteuer im März oder April. Ab 2595 Euro, Auskunft unter Tel. 0 23 31 / 90 48 10, Internet: www.kodiak-reisen.de.

Verkehrsmittel: Die größeren Städte werden von Air Greenland täglich angeflogen. Es empfiehlt sich, früh zu buchen (siehe oben). Die Orte an der Westküste sind auch mit den Schiffen der Arctic Umiaq Line zu erreichen. Fahrpläne und Buchung gibt es auf Deutsch bei Nordwindreisen, Tel. 0 83 31 / 87 07 73, Internet: www.nordwindreisen.com.

Geld: Ein Euro entspricht etwa 7,50 dänischen Kronen. Die meisten Banken haben EC-Automaten, daneben bieten Hotels und Postämter gegen Gebühr Umtausch an.

Kleidung: Nichts ist auf Grönland so sicher wie der nächste Wetterwechsel. Im Sommer ist mit Temperaturen von plus 20 bis unter 0 Grad zu rechnen, im Winter und Frühjahr mit bis zu minus 30 Grad. Wasserfeste Kleidung, Thermo-Unterwäsche und das „Zwiebel-Prinzip“ sind ein Muss, ebenso festes Schuhwerk, Sonnenschutz und eine gute Sonnenbrille. Die Tourist-Informationen bieten wärmende Zusatzausstattung an.

Literatur: „Grönland“, von Sabine Barth, Du-Mont Reiseverlag, Ostfildern 2005, 228 Seiten, 12 Euro. „Grönland. Reisehandbuch“, von Ulrike Köppchen, Martin Hartwig und Katja Nagel, Conrad Stein Verlag, Welver 2005, 279 Seiten, 14,90 Euro. Für Wagemutige, die zu Fuß die 160 Kilometer zwischen Kangerlussuaq und Sisimiut bewältigen wollen: „Grönland – Arctic Circle Trail“, von David Kuhnert und Oliver Schröder, Conrad Stein Verlag, Welver 2004, 141 Seiten, 12,90 Euro. Antiquarisch erhältlich sind die „klassischen“ Reisetagebücher von Knud Rasmussen oder Alfred Wegener, dem deutschen Polarforscher.

Auskunft: Grönländisches Fremdenverkehrsamt, Mads Nordlund, P.O. Box 1139, Strandgade 91, 1010 Kopenhagen, Dänemark, Tel. 0045/ 32 83 38 80, Internet: www.greenland.com. Auf der Internetseite finden sich auch die Adressen der örtlichen Tourist-Informationen. Gerne berät auch die deutsche Honorarkonsulin Elke Meissner: Greenland Tours, Elke Meissner, Box 160, 3952 Ilulissat, Dänemark, Tel. 0 02 99 / 94 44 11, E–Mail: greenland.tours@greennet.gl.

Fortsetzung von der letzten Seite

Aus der Nähe sehen die Formationen viel schroffer aus: Die Zacken dort erinnern an den letzten Zahnarztbesuch, der Nachbar könnte eine Arbeiterfaust darstellen. Nicht nur für die Sonne sind Eisberge eine ideale Projektionsfläche.

Der Sermeq Kuljalleq, von dem die Eisstücke abbrechen, ist der produktivste Gletscher der nördlichen Hemisphäre. Nirgends sonst gibt es so viele Eisberge zu sehen wie in Ilulissat: Eine Moränenablagerung stoppt sie hier, ehe der Wind die Eisberge hinaus in die Disko-Bucht und von dort in den Atlantik treibt. Bis vor wenigen Jahren hing der Gletscher bis ins Meer. Inzwischen ist er 15 Kilometer ins Landesinnere gewandert, „kalbt" jetzt 60 Kilometer von der Mündung entfernt. Das ganze Ausmaß sieht man nur von ganz oben: auf Satellitenbildern der NASA, die zeigen, wie schnell eine der Tiefkühltruhen der Erde schmilzt. Elke kennt die Bilder, das Reizwort „Klimawandel" ist auch hier angekommen. Sie gibt sich ungerührt: „Das Wetter ist so, wie es ist, und die Fischer freuen sich, wenn die Bucht frei ist." Nicht nur ihr fällt es schwer, sich vorzustellen, wie das wäre, wenn die düstersten Prognosen eintreffen und Grönland in 50 Jahren wieder so grün ist wie vor Millionen Jahren. „Die Eisberge sind für uns wie Bäume."

Hundeschlitten haben Vorfahrt

Näher kommt man ihnen mit umgebauten Kuttern, die als Ausflugsboote dienen. Die Nahsicht auf die Berge, hat Elke vorgeschlagen, verbinden wir mit einem Ausflug zur kleinen Siedlung Rodebay. Auf dem Weg zum zentral gelegenen Hafen in Ilulissat strahlen Holzhäuser in rot, blau, gelb und grün. Früher hatten die Farben in Grönland symbolische Bedeutung. In Ilulissat nie. Über die Halsstarrigkeit der Bewohner gibt es ganze Anekdoten-Sammlungen. Aber eigensinnig muss man sein, wenn man es wie Knud Rasmussen bis an den Nordpol schaffen will. Ein Museum im Elternhaus erinnert an den Abenteurer. Nebenan ist zu besichtigen, wie die Inuit früher wohnten: in Torfhütten, vier mal fünf Meter groß. Nicht viel Platz für eine Großfamilie – aber je mehr, desto wärmer. Das ist seit zwei Jahrzehnten Geschichte, überall in der Stadt entstehen Neubauten. Doch bei aller Modernität sagen die Verkehrsschilder unmissverständlich: Hundeschlitten haben Vorfahrt. „Heilbutt-Highway", heißt die Piste, auf der die Fischer ihre Fänge aus dem Fjord – bis zu 400 Kilogramm schwer – in die Fischfabrik transportieren.

Der schwarze Heilbutt liebt die sauerstoffreiche Nähe der Eisberge. Die Fischer auch, aber sie wissen genau, dass Eisberge mit Vorsicht zu genießen sind. Die weißen Riesen sind nicht nur groß – bis zu 60 Meter oberhalb des Wassers, fünf bis acht Mal soviel darunter. Gerät ein Eisberg aus der Balance und dreht sich, hat die Flutwelle tödliche Ausmaße. Nach der „Eisberg-Rolle" sind sie glatt, als hätte ein Steinmetz sie bearbeitet. „Die mag ich am liebsten", sagt Elke, während die trockene Kälte des Fahrtwinds unsere Gesichtszüge fast erstarren lässt. Auf dem Wasser haben die Farben nur mit Sonnenbrille Normalzustand. Die Fahrt führt vorbei an Höhlen, die mal Gletscherspalten waren, an Bergen mit blauen Äderchen und mit glänzenden Eiswasserglasuren. Das Thermometer zeigt minus 14 Grad. Wenigstens wärmt das Robbenfell, obwohl man in dem die Beweglichkeit eines Michelinmännchens hat.

Nach einer Stunde ist Rodebay erreicht. Früher färbten die holländischen Walfänger die Bucht mit dem Blut der Wale rot. Bis Anfang Mai ist die Hafeneinfahrt vereist, müssen die Boote vorsichtig Schollen auseinanderschieben, bis sie ihre Parkposition gefunden haben. Dann läuft man den Rest zu Fuß. Die Siedlung hat keine 50 Einwohner und doch fast alles, was man braucht: eine Fischfabrik, ein Elektrizitätswerk, einen Bolzplatz und eine multifunktionale Schule. Der größte Raum dient wahlweise dem zweisprachigen Unterricht der neun Grundschulkinder oder als Turnhalle. Sonntags klappt man die Schultische zu Kirchenbänken um, öffnet den grauen Schrank und zum Vorschein kommt ein Altar. Den evangelischen Gottesdienst hält der stellvertretende Supermarktleiter ab.

Im „H8" spricht man Thüringisch

Der größte Stolz der Rodebayer steht 150 Meter entfernt: ihr Restaurant. Hier spielt noch eine dieser kuriosen Grönland-Geschichten. Man kommt ihr auf die Spur, wenn man so unhöflich ist, das Porzellangeschirr umzudrehen: „Made in GDR". Im „H8" servieren Ingo Wolff, 52, und seine Frau Ute, 46, grönländische Spezialitäten mit thüringischem Akzent. In Berga an der Elster hatte das Paar ein „Restaurant, das gut lief", wie Ingo sagt. Aber Grönland – dieser Gedanke hatte ihn seit einem Urlaub nicht mehr losgelassen. 1997, auf der Tourismusmesse in Berlin, lernte er Elkes Mann kennen, der ihm anbot, das 100 Jahre alte Lagerhaus mit zu renovieren und zu mieten. Einmal darf man raten, was Ingos Familie von seinem Plan hielt: „Du spinnst!" Auch Uta stand Ingos Abenteuerplan anfangs ziemlich reserviert gegenüber. Als sie ankamen, sprachen sie kein Wort Dänisch, geschweige Grönländisch. Die Leute im Ort hatten keine Ahnung von Gastronomie. Inzwischen waren aber nicht nur die Familie und Botschafter hier. Zwar öffnet das „H8" mit seinen 20 Plätzen nur bei Bedarf, doch der ist immer da. „Im Sommer überschlagen wir uns fast", sagt Ingo, der in Jeans und Birkenstock zehn Jahre jünger aussieht. Und jeder im Ort, der etwas auf sich hält, feiert hier Kindstaufen und runde Geburtstage. Oder schaut auf ein Bier vorbei.

Mit am Mittagstisch sitzt Annie Busk Lennert. Annie stammt aus Grönland, hat in Oxford Tourismus studiert und arbeitet jetzt für „Greenland Travel". Damit ist sie eine Ausnahme. Die meisten ihrer Landsleute begegnen dem Tourismus höflich reserviert. „Sie fühlen sich unsicher, weil das ein saisonales Geschäft ist", sagt Annie. „Außerdem fällt es manchen schwer, ruhig zu bleiben, wenn sie ständig als Eskimo bezeichnet werden." Abseits exotischer Deutscher, ist Grönlands Tourismus in dänischer Hand. Seit 1979 ist Grönland ein eigener Staat im Königreich Dänemark, das Verhältnis ein bisschen wie zwischen Mutter und Kind: das Kind ist teuer, stolz ist man trotzdem. Jährlich bezuschusst Dänemark Grönlands Haushalt mit 400 Millionen Euro, hat dafür die Oberhoheit in wichtigen politischen Fragen. Dass immer mal wieder junge Politiker Grönlands Selbstständigkeit fordern, „ist der Bevölkerung egal", sagt Annie. Unabhängig könne Grönland ohnehin nur werden, wenn man keine dänischen Lehrer mehr brauche.

Davon ist Grönland noch ein ganzes Stück entfernt. Die einzige Universität des Landes, in der Hauptstadt Nuuk, besuchen gerade einmal 120 Studenten. Die zweitgrößte Stadt, und das zweite Ausbildungszentrum, ist Sisimiut. Von Ilulissat braucht die Propellermaschine 90 Minuten Richtung Süden. Man ist hier stolz auf die beiden Schulen, die niedrige Arbeitslosenquote und die Designschule, wo die neuesten Modetrends zu begutachten sind: schlichtes Fell mit lila Oberteil ist gerade en vogue.

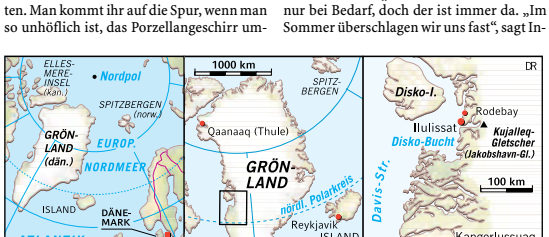
Seit 1979 ist Grönland ein eigener Staat im Königreich Dänemark, bekommt aber jährlich noch 400 Millionen Euro für den Haushalt.

Ein hübsches Kolonialviertel gibt es hier auch, doch besteht das nur aus fünf Häusern. Zwar gibt es ein alpenartiges Paranoma, aber sonst hat Sisimiut nichts vom Postkarten-Grönland. An der Hauptstraße, die ihren Namen verdient, schlendern Mädchen mit ipods, die Jungs geben lautstark mit ihren Schneemobilen an. Die fünfgeschossigen Wohnblocks verströmen den osteuropäischen Charme der 60er. Damals zwang die dänische Konzentrationspolitik die Jäger und Fischer, in die Städte zu ziehen. Das ging nicht ohne Konflikte ab, und wer will, darf die Felle und den trocknenden Fisch auf den Balkonen als stillen Protest deuten.

Es war also keine so schlechte Idee, hier auf Hundeschlitten-Tour zu gehen. Und irgendwann hatte Frederik, den sie den „kleinen Dänen" nennen, weil er keine 1,60 Meter misst und rotblonde Haare hat, Erbarmen mit mir. Er hat das Knäuel entflochten. Dann sind wir weiter gefahren, langsam, sehr langsam. Und angekommen sind wir irgendwann auch.

BILD: HEINRICH KIRSCHER

Freundliche Distanz zu den Touristen: „Es fällt manchen schwer, ruhig bleiben, wenn sie ständig als Eskimo bezeichnet werden."



Verschiedene Reiseziele Inland

Endlich Sommer
HÄCKER´S KURHOTEL BAD EMS ★★★★
„Freiheit die ich meine". Das ist unser Motto für Ihren kleinen Urlaub mitten im Jahr, einfach fliehen aus dem Alltag und die Freiheit erleben!
Jetzt mit neuem luxuriösem Wellnessbereich!
3 Übern. inkl. reichhaltigem Frühstücksbuffet und HP, Obstkorb bei Anreise auf dem Zim., 1 x Teilmassage, 1 x Vitaminmassage mit belebenden Extrakten.
Freie Nutzung unseres Wellnessbereichs „Kaisergarten" mit 10 verschiedenen Saunen und Dampfbädern im Innen- und Außenbereich sowie einem Außenwhirlpool.
3 Übern. im Standard-Doppelzimmer zum Preis von 297,- € pro Person
(Exklusivzimmerzuschlag 16,50 € pro Nacht, Einzelzimmerzuschlag 25,50 € pro Nacht)
Ihre Familie Walter Häcker und alle Mitarbeiter freuen sich auf Ihren Besuch!
Römerstr. 1-3, 56130 Bad Ems, ☎ 02603/799-0, Fax 799-252
e-Mail: Bad-Ems@haeckers-kurhotel.de www.haeckers-kurhotel.de

Familien-Urlaub im Münsterland!
Zimmer mit DU/WC, Freibad, (Pferde & Ponys), **VP** pro Person € **37,50**
Reiten kostenlos Kj.-Ermäß., **Prospekt:**
☎ 02523 / 1433 www.ferienhof-duffe.de

www.fr-online.de/epaper
Die digitale Zeitung im Original-Layout und -Umfang.
Jetzt reinklicken!

Mosel

Unser Sommerprogramm für Sie!
Leichte Sommertage in einem zauberhaften Wellnesshotel erleben.
Einziges Hotel Deutschlands mit hauseigenem Glaubersalz-Thermalbad
Häcker´s Kurhotel Fürstenhof ★★★★★ **Bad Bertrich**

Spessart

Schöne FeWos im Grünen, für 2 Pers., ab 28,50,-/Tag. ☎ **0173/1413982**

Bodensee

FeHs, 6 Pers., Hinterland vom Bodensee, sonn. Ortsrandlage, 18 km von Überlingen, 1000 m² Wiesengrdst., 118 m² Wfl., 3½-ZKB/WC, Kachelofen, gr. Terr., kinderfrdl., Miete 500,- € inkl. Endreinig. ☎ **07552/8300, Fax /4280, Herr Becker**

Allgäu

Auf ins Allgäu
Radeln - Wandern - Erholen
Ein königliches Haus zum bürgerlichen Preis!
***Schnupper*-Aktion**
ab 3 ÜN inkl. ÜF im DZ p. Person/Tag ab € 36,-
Hallenbad - Sauna - Massagen - Bäder
HOTEL Maximilian
87645 Schwangau bei Füssen
www.hotel-maximilian-schwangau.de
Tel. 08362 - 98 80 • Fax 98 84 10

Bayerischer Wald

Nordsee

Westerland/Sylt: schöne FeWo's ruh., zentral, strandnah, im Reet-/Landhaus oder Zentrum. ☎ **04651/5365 + Fax 04651-/201458 - www.sylt-blum.de**

Sylt, Ferienwohnung. ☎ **04651/26943 www.sylt-fewo-altwesterland.de**

Ostfriesenkate, komf. u. gemütl., gr. Gart., Fahrräder. ☎ **0202/400457**

Blg. Nordseeküste, FeHs., 60 m², kl. Garten, 500 m z. Strand, 2 SZ, off. Wohnraum, Haustiere willk. ☎ **06053/4552**

Insel Baltrum, FeWo, Juli, August **04939/384**

Sylt FEHs mit 2 App. ☎ **06171/51182**

Sylt, FeWo, ab 01.07. ☎ **04651/32497**

St. Peter-Ording, strandnah, ruh., mod. Fewo's, 32-75 m² ab 45,- €/Tag, Hunde erlaubt. ☎ **04863/4764802, Fax 703404**

Nähe Norddeich/Neßmersiel, FeWo's & Zi., ÜF ab 14,50,- € pro Person. ☎ **04934/1607**

Wangerooge, schöne FeWo's, 2 od. 4 Pers., Bilder per email anford. **0176/22140265**

Norden/Norddeich, große 3-Zi.-FeWo, 4 Pers., 35,- €/Tag. ☎ **06145/8384**

Nordseebad Carolinensiel, schönes Ferienhaus, 3 - 9 Pers. ☎ **0421/1684330**

St. Peter Ording (Dorf), komf. FeWo für 2 - 4 Pers., Termine ab 15.7. ☎ **02325/792979, www.fewosanktpeterording.de**

Ostsee

NEU: 3000 qm Luxus-Wellness
NEU: edles Panoramarestaurant
RUGARD
Ihr First-Class-Privathotel direkt am Strand im Ostseebad Binz/Rügen

„Strandurlaub in Binz/Rügen"
5 xÜ/Schlemmer-HP, inkl.: Langschläfer-Gourmet-frühstück, Spezialitätenbuffet, Grillvariationen, geführte Wanderung, 1x ledere Sommerbowle, Begrüßungs-Cocktail
1.7.- 18.7.06 ab **359,-** p.P./DZ
18.7.- 3.9.06 ab **399,-** p.P./DZ
Kinder 6-16 J. kostenfrei Ü/HP im Zimmer der Eltern (2 Personen) im Juni und Juli
Sommerspecial Ü/Fr ab **69,-** p.P./DZ
Rugard Royal Genießen Sie die exklusive Bade-, Beauty- und Wellnesswelt auf **3000 qm. Wassergymnastik + Rückenschule, Salzwasser-Schwimmbad, Dampfbäder Top-Beautyfarm, Tepidarium, Caledarium u.v.m.**
Kostenfreie professionelle Kinderbetreuung durch geschulte Erzieherinnen
Abends Live-Musik an den Hotelbars
Golfplatzpartner: Schloss Karnitz -20%

»Irgendwann weiß man, worauf es ankommt. Und handelt.«

Fehmarn, Haus, 150 m z. Meer, 3 SZ, bis 6 Personen, frei. ☎ **06021/89312**

Glücksburg, 1- und 2-Zi.-Ap., 100 m z. Strand, noch Term. frei. ☎ **0171/2686871**

Fehmarn FeWo's am Meer. ☎ **04371/4993**

Spreewald

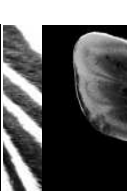
Noch freie Plätze im Spreewald
famil. geführte Pension bietet ganzjähr. komf. FeZi., FeWhg. u. FeHs. in idyll., ruh. Naturlandsch., Paddelboot/Fahrradtour/Kahnfahrten. ☎/**Fax 035603/60148**

Berlin/Brandenburg

Berlin-Steglitz, Apartments, preiswert + ruhig, S1/U9, auch Lastminute-Angebote. ☎ **030/8311643 od. 0173/2050353**

Mecklenburg-Vorpommern

Iassan-vor-usedom
Moderne FeWo frei 05367-471
Müritzsee, 2 FW, 4 + 2 Pers. ☎ **03981/256991**



Hörst du die Trom
Afrika mit allen Sinnen e
Ihrem Frankfurter Spezialve
Südafrika · Namibia ·
Zimbabwe · Zambia · M
Uganda · Tanzania

FERNSE

Kritis
Passa

VON HARAL

Die Namen ma
ben sich ins Ge
Die „Herold of E
te unrühmliche
vor Zeebrügge
schen in den T
nicht geschlosse
tergang der „Est
Opfer. Die grie
na" rammte ein
sche „Vincenz
nach einem Bra
übers Mittelme
ckensmeldunge
che Touristen
chen Gefühl in
sen, sofern di
Schiffspassage

Seit einigen
ADAC zur Aufg
sche Fähren du
ständige auf S
überprüfen zu l
Reporter Carste
ser Inspektions
richt macht tra
publizierten We
men. Spannend
Prüfer und Ber
an Bord gehen
hen, die vorgeg
beiten. Erst dar
genüber dem K
und nicht jede
freut über diese
sagiere.

SCHIFFS-CHE

„WIE SICHER SIN
URLAUBSFÄHRE
ZDF, 18.30 Uhr,

08. November 2005

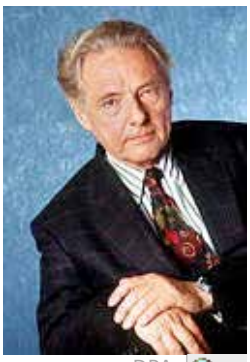
KAISER UND DJ HELL

"Musik ist nicht zum Verstehen da"

Zwei Welten prallten aufeinander, als sich der Klassik-Kritiker Joachim Kaiser und der Star-DJ Hell im Auftrag des Magazins "Galore" zum Gespräch trafen. Munter plauderten die beiden über die Unterschiede von U- und E-Musik. Erstaunlich: Gegensätze gab es wenig.

Herr Kaiser, warum ist das Hören einer Beethoven-Sonate ein Erlebnis?

Kaiser: Weil man einer Geschichte beiwohnt. Es gibt einen Augenblick, in dem Sie plötzlich eine Emotionsgewissheit haben. Dann sagen Sie sich: Donnerwetter, das interessiert mich, das ist schöne Musik. Nehmen wir Beethovens "A passionata", die Sonate in f-moll Nr. 23. Die fängt mit einem Pianissimo-Thema an, und plötzlich kommt eine Mordspassage, bei der man ein bisschen erschrickt. Es ist eine wilde Musik, und es kommt zu einem sehr schönen zweiten Motiv. Dann werden die Themen miteinander konfrontiert und am Ende ertönt das so genannte Schicksalsmotiv. Dann wiederholt sich das Ganze und am Ende sind alle Themen total ausgebrannt. Die "A passionata" ist keine einfache Geschichte von Leidenschaft: Der erste Satz erzählt, wie leidenschaftliche, schöne und tolle Gestalten am Ende erledigt sind. Dieser Prozess dauert acht Minuten und wenn man den begriffen hat, dann ist man jemand anderes.


DPA
Kritiker Kaiser: "Wenn man über Musik redet, wird es immer länger"

DJ Hell: Nur acht Minuten? Das hat sich nach viel mehr angehört.

Kaiser: Ja, wenn man über Musik redet, wird es immer länger.

DJ Hell, verstehen Sie Herrn Kaiser?

DJ Hell: Wilde Musik verstehe ich schon - wenn es um Brüche in der Musik geht, um Themen, die gespielt, verlassen und wieder aufgegriffen werden. Ich glaube, dass das nicht so weit weg ist von meinen elektronischen Arrangements. Ich bin natürlich weniger beeinflusst von klassischer Musik, aber Beethoven mag ich. Stanley Kubrick hat mich mit "Clockwork Orange" dorthin geführt.

Kaiser: Na immerhin.

DJ Hell: Ich war als Junge komischerweise schon von Roxy

Music und Brian Eno beeindruckt. Die habe ich schon als Sechsjähriger gehört und war völlig begeistert.

Kennen Sie Roxy Music, Herr Kaiser?

Kaiser: Ganz wenig, ich hatten eine völlig andere Sozialisation. Mein Vater war Arzt und wir machten dauernd Kammermusik. Als ich sechs Jahre alt war, war mein Vater einmal furchtbar stolz auf mich: Am Abend hatten wir wieder gespielt und am nächsten Tag schnürte mir das Dienstmädchen die Schuhe zu und ich kleiner Bengel sang Brahms' Klarinettenquintett. Das fand der Papa wunderbar. Er sagte: "Jochchen, sing's doch weiter." So ging das bei mir los mit der Musik.

Wie war das bei Ihnen zu Hause, DJ Hell?

DJ Hell: Ich habe immer viel Radio gehört, teilweise sogar die Schule geschwänzt, um Sendungen nicht zu verpassen. Das Interesse an elektronischer Musik kam früh. Es gab ja schon in den siebziger Jahren Bands wie Emerson, Lake & Palmer oder eben Roxy Music. Die waren ja zum Großteil elektronisch.

Kaiser: Glenn Gould hat sich auch sehr eingesetzt für elektronische Klänge.

GEFUNDEN IN ...

Galore
Das Interview-Magazin
Heft 13 - November 2005

Hier finden Sie das Gespräch in voller Länge.

- **www.galore.de**
- Abo bestellen

DJ Hell: Und es gab die Italiener, die schon in den dreißiger und vierziger Jahren mit selbst gebauten elektronischen Geräten experimentiert haben. Von denen gibt es Aufnahmen, die ich später versucht habe, in meine Musik einfließen zu lassen. Natürlich hatte Kraftwerk großen Einfluss auf meine Musik.

Kaiser: Diese Synthesizer-Sachen haben viele moderne Komponisten der so genannten E-Musik eine Zeitlang auch gemacht - aber man wird der Sache schnell überdrüssig. Man merkt, dass es schöner ist, wenn Glenn Gould selber spielt, als dass er sagt, der Synthesizer könne es besser. Aber das kann auch die Ansicht eines alten Herren sein...

DJ Hell, was ist das größte Missverständnis, das alte Herren über elektronische Musik haben?

DJ Hell: Ach, das passt nicht in ein ganzes Buch. Überhaupt gibt es mittlerweile so viele Definitionen für elektronische Musik - und Techno als Oberbegriff. Techno wurde schon Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre komplett falsch kommuniziert. Diese Musik kam aus den Szenen in Detroit, Chicago und England, und bis sie bei uns war, wurde sie total weichgespült und falsch interpretiert. Mittlerweile sieht man ja, was für ein Brei hier angeboten wird. Man kann gar keine genaue Beschreibung mehr davon geben.

Kaiser: Sie müssen auch nicht alles definieren können. Musik ist nicht zum Verstehen da. Wenn Sie die Fähigkeit haben, sie zu hören und zu mögen, wenn Sie also über Ihr Herz, Ihre Seele kommunizieren, dann genügt das schon. Sie müssen doch verdammt noch mal nichts von Schönheit verstehen,

wenn Sie sich in ein hübsches Mädchen verlieben.

DJ Hell: Das stimmt. Bei Musik geht es um Gefühle und Emotionen. Im Studio muss man sich überlegen: Was will man damit erreichen? Viele Sachen werden bloß geschrieben, um Titel zu verkaufen, denn bei uns ist Musik wie Mathematik - weil alles nach Formeln geht und zu berechnen ist.

Waren Sie gut in Mathe?

DDP

DJ Hell: "Die Frage ist doch immer, wie es sich am Ende anhört"

DJ Hell: Nee.

Kaiser: Ich habe nie begriffen, warum Mathematik und Musik so eng zusammenhängen sollen. Man sagt das ja auch von Bach-Fugen, aber...

DJ Hell: ... doch, wenn ich Musik am Computer entstehen lasse, kann ich das sehen - und fast schon fühlen. Wenn man weiß, wie man Musik im Computer zusammensetzt und arrangiert, dann hat man plötzlich eine ganz andere Herangehensweise. Man hört Sachen auch ganz anders.

Macht es Ihnen Sorge, dass Musik planbar ist und aus dem Computer kommt, Herr Kaiser?

Kaiser: Ja, das macht mir persönlich schon Sorge.

DJ Hell: Aber die Frage ist doch immer, wie es sich am Ende anhört...

Kaiser: Wissen Sie, es gibt diesen grauenhaften Begriff der Zielgruppe. Ich mag ihn schon deshalb nicht, weil er aus dem Militärischen kommt und besagt, dass man mit Kimme und Korn auf jemanden zielt. Bei Brahms-Stücken würde ich niemals sagen, dass sie auf diese oder jene Gruppe zielen.

Dennoch hat klassische Musik eher ein älteres Publikum.

Kaiser: Keine Frage. Und DJ Hell hat recht, wenn er sagt, dass die Jungen zu ihm kommen und vielleicht sagen: "Der Kaiser mit seiner Klassik hängt mir zum Halse raus."

DJ Hell: Aber die besten Auftritte sind die, wo jung und alt zusammen feiern. Wenn alle Altersgruppen auf einer Party sind, dann weiß ich, dass es eine besondere Nacht wird. Das ist selten so und ich finde es schade, dass zu mir wenig ältere Leute kommen.

Kaiser: Die sitzen dann bei mir in der Vorlesung über klassische Sinfonien oder Kammermusiken.

DJ Hell: Dann sollten wir mal zusammen Veranstaltungen machen. Sie halten eine Vorlesung und ich lege danach bei Ihnen auf.

Kaiser: Gerne.

Versuchen Sie eine Prognose, DJ Hell: Welche Verweildauer hat elektronische Musik?

DJ Hell: Wenn ich das wüsste... Die Zeiten haben sich ja radikal geändert - wenn man so sieht, was jeden Tag veröffentlicht wird

JOACHIM KAISER

Joachim Kaiser, 76, wurde im ostpreußischen Milken geboren. Er studierte in

Göttingen u. a. Musikwissenschaften und Germanistik; ab 1951 arbeitete er als Musik- und Theaterkritiker. 1959 wurde er leitender Redakteur bei der "Süddeutschen Zeitung" und avancierte zum wohl bedeutendsten deutschen Kritiker der Klassischen Musik. Kaiser schrieb mehrere Bücher und war Professor für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart. Im Oktober 2004 erschien die von ihm zusammengestellte CD- Edition "Der Klavier- Kaiser" mit Stücken der weltbesten Pianisten. Kaiser ist verheiratet und lebt in München. Seine Tochter arbeitet an einem Porträt über ihn, das Ende 2005 im Bayerischen Rundfunk ausgestrahlt wird.

und was man überhaupt noch mitbekommt.

Kaiser: Sind Sie eigentlich sicher, dass man nicht einer optischen Täuschung unterliegt, wenn man meint, es passiere so wahnsinnig viel Neues und so schnell? Ich denke, dass sich in erster Linie die Parolen ändern. Dass, was als neu ausgegeben wird. Die maßgebenden Meisterwerke entstehen aber immer noch sehr langsam. Günter Grass oder der Maler Francis Bacon produzieren langsamer als Mozart.

Wäre Mozart heute ein Popstar?

Kaiser: Ich habe etwas gegen jede Art von Aktualisierung. Der große Unterschied zwischen der von DJ Hell betriebenen und der von mir verteidigten Kunst besteht darin, dass ein klassisches Kunstwerk umso bedeutender ist, je mehr es in seiner Sprache die Geschichte aufnimmt. In Wagners "Parsifal" steckt sehr viel Bach, sehr viel Beethoven. Und wenn Bach seine h-moll-Messe schreibt, dann steckt da Musikgeschichte bis ins vierte Jahrhundert drin. Diese idiotische Vorstellung, es müsse alles den Anschauungen von möglichst Ahnungslosen und Leuten, die sich nicht vorbereiten wollen, angenähert werden, halte ich für barbarisch.

DJ Hell: Ich versuche immer zu erklären, dass man Sachen wachsen lassen muss und lieber zurückhält, wenn sie noch nicht so weit sind. Leider machen viele junge Musiker den Fehler und sagen: Okay, wenn der eine Produzent jetzt nicht will, dann gehe ich zu einem anderen oder ich mache es selber. Dann werden Sachen veröffentlicht, die nicht fertig, nicht zu Ende gedacht sind.

Kaiser: Jetzt sprechen Sie ironischerweise meinen Text!

Sind Sie deshalb ein besserer DJ als viele andere?

DJ Hell: Das würde ich nie behaupten. Ich bin ein harter Arbeiter, genau wie bei Fußballspielern steckt immer harte Arbeit dahinter, es gibt da wenig Geheimnisse. Talent gehört natürlich auch dazu.

Kaiser: Sind Sie eigentlich ein Star?

DJ Hell: Ich würde mich nie als Star bezeichnen. Ich weiß, was ich kann, und ich weiß, was ich nicht kann. Ich habe gelernt, dass man die richtigen Leute zur richtigen Zeit zusammenbringen und dann von jedem das Beste nehmen muss. Es ist meine Aufgabe, Dinge zusammenzufügen und etwas Neues entstehen zu lassen. Und da habe ich zu entscheiden: Was ist gut, neu, innovativ, was ist ein Original und was ist eine Kopie von einer Kopie von einer Kopie?

Bei Ihren Vorträgen, Herr Kaiser, liegt das Publikum Ihnen zu Füßen. Können Sie nachvollziehen, warum das so ist?

Kaiser: Es gibt viele Leute, die relativ intelligent reden können, einen dabei aber zu Tode langweilen. Ich glaube - schlagen Sie mich dafür nicht! - dass das Halten eines

Vortrags eine erotische Sache ist. Sie müssen den Gegenstand, den Sie behandeln, in irgendeiner Form lieben und Sie müssen ihr Publikum so weit verstehen, dass Sie merken: Ah, es wird zu schwierig. Jetzt mache ich mal einen Scherz. Und wenn ich merke, dass ich die Leute mit meinen Scherzen nerve, dann erkläre ich ihnen eine Hammerklaviersonate, bis sie graue Haare bekommen!

Empfinden Sie einen gewissen Reiz, am Ende überlegen zu sein?

Kaiser: Das war bei Theatermachern eine Zeitlang üblich. Wenn das Publikum dem Stück nicht folgen konnte, verbeugten sie sich am Ende ganz hämisch und dachten: Jetzt haben wir's euch Spießern gezeigt. Das finde ich verächtlich.

DJ Hell: Es gibt auch DJs, die es regelrecht darauf anlegen, einen Laden leer zu spielen. Das ist meiner Meinung nach nicht nur unbefriedigend, sondern auch egoistisch. Es kann nicht Sinn der Sache sein, wenn man vor Leuten auftritt.

DJ HELL

DJ Hell, Jahrgang 1962, wurde als Helmut Josef Geier in Altenmark/Chiemsee geboren. Er zog erst nach München, Mitte der neunziger Jahre ging er als DJ nach Berlin und später nach New York. 1996 gründete Hell die Plattenfirma "International Deejay Gigolos", die hauptsächlich für postmoderne, elektronische Tanzmusik zwischen Disco-Nostalgie und Punk- Attitüde bekannt ist. Heute legt DJ Hell in Techno- und Dance- Clubs zwischen Tokio, San Francisco und Johannesburg auf. Der leidenschaftliche Fan des FC Bayern besitzt eine Lizenz als Fußballtrainer, ist Hauptsponsor seines Heimatvereins in Altenmark und lebt heute wieder in München.

Die ersten Regeln für Kritiker?

Kaiser: Wenn Sie sich auf ein schweres neues Stück einlassen, wenn es eine Beckett-Uraufführung gibt oder eine wichtige Wagner-Oper in einer Neuinszenierung, dann müssen Sie sich vorbereiten und richtig ausgeschlafen sein. Ich sage immer zu jungen Kritikern: "Bitte keine Nachfeiern im Theater oder Konzerthaus."

DJ Hell: Keine After-Hour - so nennen wir das heute!

Kaiser: Ja, da bist du mit den Leuten zusammen, säufst eine ganze Menge, redest viel. Am Ende kennst du die eigene Meinung nicht mehr, sondern denkst, dass du von den Anderen das Beste übernehmen kannst, sinkst um halb drei ins Bett und wachst um sieben Uhr ziemlich finster wieder auf. So viel Kaffee kann es gar nicht geben, wie man dann braucht! An meinen Rat hält sich aber kaum jemand, weil es eben Spaß macht, das Trinken und das Fachsimpeln. Grundsätzlich gilt für jeden Kritiker, was mir ein amerikanischer Produzent mal sagte: "He has to be honest." Ehrlich, aufrichtig also.

Zum Schluss möchten wir Sie bitten, Ihr Gegenüber mit einem Musikstück aus Ihrem Metier zu beschreiben.

DJ Hell: Mein erstes Stück hieß "My Definition Of House Music". Dabei habe ich sehr viel mit klassischen Cello-Streichern gearbeitet, was damals ungewöhnlich war. Das würde ich gerne Herrn Kaiser widmen.

Kaiser: Ich würde Sie mit einer mittleren Strawinsky-Sonate in Verbindung bringen. Die Sonate "Pour le piano" ist ganz pfiffig und auf ihre Weise bescheiden. Und Sie sind ja ausgesprochen zurückhaltend, intelligent, Sie kennen die Welt. Ich denke, das passt.

DJ Hell: Das werde ich mir besorgen.

Das Interview führten Jens Poggenpohl und Christian Helge Röfer

ANZEIGE

Surftipps

- **Zeit für den Partner fürs Leben! Machen Sie jetzt den ersten Schritt!**
  Lernen Sie aktive Singles kennen, die es ernst meinen! Mit wissenschaftlichem Persönlichkeitstest und über 1 Million Mitgliedern. **Zum kostenlosen Test...**
- **Diesen Mittwoch: 10 Millionen im Lotto Jackpot**
  Spielen Sie online Lotto oder andere staatliche Lotterieprodukte mit viel Extra-Service aber ohne Extra-Gebühren. Lotto im Internet. Clever gemacht. **Jetzt tippen...**
- **Harvard Businessmanager im Mini-Abo.**
  Jetzt testen: 3 Ausgaben plus Dankeschön für nur € 23,-..

© SPIEGEL ONLINE 2005
Alle Rechte vorbehalten
Vervielfältigung nur mit Genehmigung der SPIEGELnet GmbH

YAHOO! SUCHE IM WEB:

powered by YAHOO! Suche

TOP

ANZEIGE

EXKLUSIV

- Sängerin Annett Louisan: "Viele Frauen mögen das nicht"

- Palast der Republik: Hauch des Todes
- H&M-Werbung: Romeo und Julia zum Warmwerden
- Israels älteste Chefredakteurin: Frau Schwarz liebt den Fortschritt
- Tim Burtons "Corpse Bride":